

## Berichte

### über die bei den Versammlungen des Vereins von Altertumsfreunden gehaltenen Vorträge.

Am Winkelmannstage, den 9. Dezember 1913 sprach Prof. Fr. Winter über Aufgaben der Pompejiforschung. Der Vortrag erfolgt hier im Abdruck unter Beigabe von Taf. I—III.

Die Wiederkehr des Winkelmannstages feiert der Verein der Altertumsfreunde auch in diesem Jahre mit einer festlichen Sitzung und wie sonst haben sich mit den Mitgliedern des Vereins zahlreiche Gäste versammelt. Sie alle, die Sie der ergangenen Einladung gefolgt sind, im Namen des Vorstandes zu begrüßen und Ihnen für Ihr Erscheinen zu danken, ist mir eine erste und angenehme Pflicht. Die Feier dieses Tages gilt einem der grossen Führer der Altertumswissenschaft. Sie hat aber ausserdem eine Bedeutung dadurch, dass sie in ihrem Ursprunge mit einem wichtigen Ereignis in der Geschichte dieser Wissenschaft, mit der Gründung des Archäologischen Institutes in Rom, verknüpft ist. Den Geburtstag Winckelmanns hatte Eduard Gerhard für die Sitzung gewählt, die heute vor 85 Jahren seine Schöpfung, unter dem Protektorate des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen und unter Bunsens Mitwirkung, ins Leben rufen sollte. Seitdem besteht am Institute der Brauch der Winckelmannsfeier und er hat sich, 1841 von Gerhard auf die Archäologische Gesellschaft in Berlin übertragen, in weitere die Altertumsstudien pflegende Kreise verbreitet. Auch der Verein der Altertumsfreunde im Rheinlande hat ihn sich zu eigen gemacht und damit der Stellung deutlich Ausdruck gegeben, die er über die seinen Bestrebungen zunächst liegenden Aufgaben der lokalen einheimischen Forschung hinaus in dem allgemeinen Zusammenhang der Archäologie hat einnehmen wollen und lebenskräftig einnimmt.

So gebräuchlich, wie die Feier des Tages selbst, ist auch die Art ihrer Begehung geworden mit einer Umschau über Fortschritte, über neuen Gewinn an Denkmälern und am Wissen vom Leben des Altertums. Aber jede Vermehrung des Materials bringt uns an das von früher schon Bekannte zurück mit neu gewonnenen Einsichten, neuen Möglichkeiten des Verstehens. Und so mag es denn auch bei solcher Gelegenheit angebracht sein, den Blick auf ein Ältestes hinzulenken, zumal wenn es ein Ältestes ist, das nie aufgehört hat, auch neu zu sein. Die Ausgrabungen von Herkulanum und Pompeji führen uns in die Zeit und in das Schaffen Winckelmanns zurück. Er hat in seinem „Sendschreiben an den Grafen Brühl“ von den herkulanensischen Funden die

ersten kundigen Berichte gegeben und die Anfänge des Auferstehens von Pompeji bei seinem zweiten Aufenthalte in Neapel 1762 als Augenzeuge miterlebt. Und noch heute dauert die Ausgrabung von Pompeji fort und ist von ihrem Abschlusse, so energisch neuerdings auch Spinazzola's kundige und erfolgreiche Leitung die Arbeiten vorwärtstreibt, noch weit entfernt.

Seit den Anfängen archäologischer Forschung ist auch die Pompejiforschung in Fluss und ist Pompeji weit über die wissenschaftlichen Kreise hinaus Gegenstand des allgemeinen Interesses. Die beiden Vesuvstädte sind wie kaum irgend ein anderer der antiken Ruinenplätze mit unserem Leben verbunden, und wiederholt sind unmittelbare Wirkungen auch in die Kunst der neueren Zeiten von ihnen ausgegangen.

Setzte doch gleich mit dem Bekanntwerden der herkulanensischen Altertümer durch das Erscheinen des ersten Bandes der *Pitture di Ercolano*, wie Justi es uns in seinem *Winckelmann* schildert, die Wandlung des Geschmackes ein, die zum Zurückgreifen auf die Antike führte und in Frankreich die zierliche nach Louis seize benannte Nachblüte der Renaissance, den Zopfstil zur Entwicklung brachte. Es folgte, einige Jahrzehnte später, die zweite ähnlich grosse Wirkung, nun von Pompeji aus, als die Arbeiten dort zum ersten Male in geordnete Bahnen geführt und in grossem Stile in Angriff genommen wurden. Das war, nach dem unregelmässigen Betriebe der Ausgrabung unter der bourbonischen Herrschaft, in der napoleonischen Zeit, in den Jahren der Regierung von Joseph Bonaparte und Murat 1806—1815. Diese Jahre waren für das wieder erstehende Pompeji die Glanzzeit. Niemals danach ist wieder mit so bedeutenden Mitteln gegraben worden. Das planmässige Vorgehen hatte seine Verdienste nicht nur in der geordneten Freilegung grosser und wichtigster Abschnitte der Stadtanlage, des Forums mit seiner Umgebung und der Stadtmauer und Gräberstrasse, sondern auch in der fachmännischen Bearbeitung der aufgedeckten Baulichkeiten. Diese war von Murat dem Architekten Mazois übertragen worden. Es entstand das vierbändige Publikationswerk, dass vor allem die Architektur in genauen und künstlerisch ausgeführten Aufnahmen bekannt machte, das erste grosse und bis heute in seiner Art unübertroffene Werk über Pompeji.

In der Kunst des Empire wurde „der Sieg der Antike ein allgemeiner“. Daran haben andere Unternehmungen, die das Altertum in die Gegenwart rückten, wie die wissenschaftliche Aufschliessung Ägyptens, die Gründung des Musée Napoléon, das der antiken Skulptur für kurze Zeit einen neuen glänzenden Mittelpunkt in Paris schaffen sollte, ihren Anteil gehabt, Pompeji aber schon aus dem Grunde nicht den kleinsten, weil hier wie nirgend sonst in dem Ausschnitt des antiken Lebens, das zurückgewonnen wurde, etwas Ganzes und Vollständiges sich darbot. Und Mazois' Publikationswerk trug das Seine dazu bei. Mit wie feinem Geschmack man aus dem nun zugänglich gewordenen Formenschatze auszuwählen und das Dargebotene sich anzueignen wusste, dafür ist ein hübsches Einzelbeispiel in einem der Empirebauten Strassburgs, einem kleinen in der Kuhngasse gelegenen Torhause erhalten, in dessen ionischen

Säulen der pompejanische Typus mit dem Diagonalkapitell aufgenommen und zu eigenartig reizvoller Wirkung verwendet erscheint.

Nach dem Sturz der Bonaparte, mit dem Wiedererstehen der bourbonischen Herrschaft, kehrte in Pompeji die frühere Lässigkeit des Arbeitens zurück. Dabei brachte der zunehmende Reiseverkehr die Ruinenstadt selbst jetzt der Kenntnis weiterer Kreise so viel näher. Wie viele Künstler hat die Stadt im Laufe der Jahre bis in die Gegenwart herab in ihren Mauern gesehen, wie zahlreich namentlich sind die Architekten gewesen, die hier mehr oder weniger fruchtbare Studien gemacht haben! Man ging gern den malerisch effektvollen Motiven nach, an denen Pompeji überreich ist, suchte das Romantische auf und begann sich in Entwürfen und Rekonstruktionen mit pittoresker Staffage zu ergehen, von dem allen dann mancherlei in die zeitweise in der Historien-darstellung schwelgende Malerei des vorigen Jahrhunderts übergegangen ist. An Versuchen, aus den Ruinen das einstige Bild, wie es war oder gewesen sein mag, in graphischer Darstellung wiederherzustellen, hat es namentlich auch in der letzteren Zeit nicht gefehlt. Sie können der wissenschaftlichen Forschung immer Anregung geben, aber wirklich fördernd nur wirken, wenn sie sich auf gründlichster und genauester Durcharbeitung des noch Vorhandenen aufbauen. Diese Vorbedingung ist gerade für Pompeji nicht hinlänglich erfüllt worden, und wertvoller, als alles derart bisher Hervorgetretene, wäre es gewesen, wenn Mazois' Werk einer genauen Aufnahme der Bauwerke eine Fortsetzung erfahren hätte. Aber dazu hat sich keiner gefunden. Und doch hätte, als die Grabungen seit den dreissiger Jahren nach und nach die Viertel nordwärts und ostwärts vom Forum freilegten, nichts näher gelegen, als ein Wiederaufnehmen und Weiterführen dieser Arbeit. War doch in den grossen Tuffpalazzi der hellenistischen Periode der Stadt eine Überlieferung zutage gekommen, die eine bis dahin nur in vereinzelt Beispielen vertretene Architektur nun zum ersten Male in einem grösseren Zusammenhange kennen lehren konnte und in einer Erhaltung, die von der Eigenart und Pracht dieser Architektur einen vollen Eindruck bot. Es ist merkwürdig, dass die Zeit, die diese Überlieferung wieder erstehen sah, an ihr sozusagen vorbeiging, für das Künstlerische, das sie enthält, und für die kunstgeschichtlichen Zusammenhänge, die sie eröffnet, unempfänglich blieb. Die Funde, durch keine sie charakteristisch vor Augen führende Publikation bekannt gemacht und gewürdigt, blieben ohne Wirkung. Und diese Würdigung haben sie bis heute noch nicht erfahren. Es waren andere Funde, die das Interesse in Anspruch nahmen. Mit der fortschreitenden Aufdeckung der Wohnhäuser hatte man von Resten der Wandmalerei immer reichere Schätze zurückgewonnen. Ihnen vor allem wendete sich, wie die wissenschaftliche Beschäftigung, so die Reproduktion zu. 1829 erschien die erste Lieferung des von Zahn unternommenen und durch lange Jahre von ihm und Ternite fortgesetzten grossen Tafelwerkes von Abbildungen zahlreicher Gemälde und Ornamente der Wanddekorationen.

Der Anblick der Blätter regte in Goethe Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Pompeji wieder auf und führte ihn auf ein Thema zurück, das er

früher einmal, noch unter dem frischen Eindruck der italienischen Reise in einem zierlichen kleinen Schriftchen über die Arabesken behandelt hatte. So wurde ihm die Zahnsche Publikation Anlass, mit Betrachtungen über die Gegenstände und die Kompositionen der Wandmalereien alte Gedanken wieder aufzunehmen in einem 1830, zwei Jahre vor seinem Tode niedergeschriebenen Aufsatz, den er mit den Worten schloss, dass „die Zahnschen Hefte gar mannigfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Altertums überhaupt werden sie förderlich sein, dem Studium der altertümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, teils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Grösse gezeichnet sind, teils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eingehen und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.“

Diese von Goethe erhoffte Wirkung ist denn auch eingetreten, aber nicht ganz in dem von Goethe gemeinten Sinne, indem sie mehr Nachbildung als Erfindung hervorrief und die Nachbildung, in den Zeiten der Romantik am meisten begünstigt, nur zu leicht ins Spielerische verfiel und allzusehr und auf allzu lange hin von der verwässerten Popularität getragen war, der Pompeji seit dem vier Jahre nach jenem Goetheschen Aufsatz erfolgten Erscheinen von Bulwers „The last days of Pompei“ anheimfiel.

Mit der Weiteraufdeckung der Stadt, so langsam sie auch vorwärtsrückte, hatte die Forschung nicht Schritt gehalten. Ohne die Belebung durch neue Gedanken und neue Aufgaben ist auf dem Felde der wissenschaftlichen Arbeit kein Gedeihen. An diesen fehlte es der Pompejiforschung und das gerade in der Zeit eines neuen grossen Aufschwungs der Archäologie, in der Zeit, als die Gründung des Instituts den archäologischen Studien eine Zentralstätte geschaffen hatte, als Männer wie Welcker, Gerhard, O. Jahn, K. O. Müller diese Wissenschaft durch ihre Lehre vertieften und auf neuen Wegen ins Weite führten. Aber schon wiesen diese Wege, in ihrer Richtung durch das Vorangehen der Engländer bestimmt, entschiedener nach Griechenland. Jedenfalls führten sie an Pompeji vorbei.

Das Zurückbleiben der pompejanischen Forschung zeigte sich darin, dass sie bei aller durch die Grabung erweiterten Kenntnis der Reste in der Vorstellung von der Stadt als eines einheitlichen gleichmässigen Ganzen verharrte. Wohl kam einzelnen Geistern der Gedanke, dass das, was man pompejanisch nannte, eigentlich nur auf die letzte, der Verschüttung unmittelbar vorausgehende Periode Bezug hatte. Goethe hat das in seinem Aufsätze über das Zahnsche Werk schon angedeutet. Aber die Erkenntnis, dass die Ruinen eine geschichtliche Überlieferung enthalten und dass die Geschichte der Stadt, von der wir aus den historischen Schriftquellen durch einige wenige verstreute Nachrichten nur ganz Vereinzelt erfahren, aus den Bauwerken und Denkmälern abzulesen ist, begann erst wirksam zu werden, nachdem

Fiorelli 1860 die Leitung der Grabungen übernommen hatte. Sie wurde, in grossem Stile auf die Ruinen angewendet, für die Bearbeitung Pompejis fruchtbar durch die Untersuchungen, die Nissen und Schöne Ende der sechziger Jahre unternahmen und deren Gewinn Nissen in dem 1877 herausgegebenen Buche „Pompejanische Studien“ zusammenfasste. Dieses epochemachende Buch hob die Pompejiforschung mit einem Schlage auf ein hohes wissenschaftliches Niveau. Das Werden der Stadt war dargestellt, ihre Entwicklung, ihre Geschichte aus den erhaltenen Resten zur Anschauung gebracht. Die tote Ruinenmasse war von neuem mit geschichtlichem Leben gefüllt. Was vorher das Interesse überwiegend, zuzeiten fast ausschliesslich beherrscht hatte, trat nun zurück hinter dem so viel Wichtigeren, das früher auch schon dagewesen, aber in seiner Bedeutung nicht erkannt worden war. An Stelle der antiquarischen Betrachtung, die ihrer Art gemäss immer mehr oder weniger am einzelnen haftet, war die historische Betrachtung getreten mit dem Blick aufs Ganze und in die Weite.

Natürlich musste jedes weitere Fortschreiten der Forschung auf der von Nissen bezeichneten Bahn sich bewegen. Es galt jetzt, die historische Betrachtung auch auf die einzelnen in Pompeji vertretenen Denkmälergattungen anzuwenden mit Untersuchungen nicht so sehr des Inhaltlichen, wie sie einzeln schon häufig an verschiedenen Denkmälern und zusammenfassend an den Wandgemälden von Helbig in dem 1873 veröffentlichten Buche „Untersuchungen über die Kampanische Wandmalerei“ angestellt worden waren, als vielmehr der stilistischen Ausführung und der Formen. Wie wichtige Ergebnisse auf diesem Wege zu gewinnen waren, zeigte die 1882 erschienene „Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji“, durch die August Mau zu der herrschenden Stellung, die er seitdem durch nahezu drei Jahrzehnte in der Pompejiforschung eingenommen hat, den Grund legte. Eine entsprechende Behandlung, zu der eins der grossen Korpuswerke des Instituts, die von Kekule unternommene Sammlung der antiken Terrakotten, Anlass gab, wurde durch H. von Rohden den plastischen Tonwerken zuteil und lieferte namentlich durch die Aufnahme und Klassifikation der Dachterrakotten einen für die Baugeschichte der Stadt wertvollen Beitrag. So waren verheissungsvolle Anfänge zu einer vollständigen kunstgeschichtlichen Bearbeitung des grossen und in seiner Geschlossenheit einzigartigen Denkmälermaterials gemacht. Aber es ist bei diesen Anfängen geblieben und von den zahlreichen weiteren Aufgaben, die die übrigen Komplexe von Denkmälern, vor allem die Architektur und die in der Menge des Hausrats enthaltene wichtige Überlieferung der Kleinkunst, stellen, hat keine ihre Erledigung gefunden. Wie unvollständig infolgedessen das Bild ist, in dem sich uns bis heute Pompeji darstellt, wie mangelhaft namentlich die geschichtliche Erkenntnis und Würdigung der künstlerischen Hinterlassenschaft der Ruinenstadt geblieben ist, macht ein Blick in die Abschnitte ersichtlich, die in Overbeck's „Pompeji“, hier unter dem für seinen Inhalt reichlich tönenden Titel „Zweiter oder artistischer Hauptteil“ und in Mau's „Pompeji in Leben und Kunst“ als fünfter Teil mit der Überschrift „Pompejanische Kunst“ diesen Dingen gewidmet sind.

Aber noch in anderer Beziehung werden diese beiden Bücher, die bisher in zusammenfassender Darstellung am ausführlichsten und genauesten über die Stadt unterrichten und die heutige Pompejiforschung gewissermassen repräsentieren, der Bedeutung Pompejis nicht in vollem Umfang gerecht. Sie geben etwas wie eine wissenschaftliche Führung durch die Ruinen, gewiss eine Alles eingehend behandelnde und mit grösster Sachkenntnis erklärende Führung, wie sie nur Mau geben konnte, aber doch nicht viel mehr insofern, als sich die Darstellung mit fast peinlicher Strenge an Pompeji selbst hält, die Stadt mit ihrem Inhalt und in ihrer Geschichte wie eine abgegrenzte kleine Welt für sich behandelt ist.

Und hier nun treffen wir auf den Punkt, der uns an das eigentliche Thema des heutigen Abends näher heranbringt. „Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums“ hatte Nissen sein Buch über Pompeji betitelt. „Nirgends“, so lautet ein Satz in dem einleitenden Abschnitt, „treten dem Geschichtsforscher die Monumente so vollständig, reichhaltig, zusammenhängend, in solchem Grade der Unversehrtheit entgegen wie in Pompeji; einzig und allein an diesem Orte vermag er die alte Welt leibhaftig mit dem warmen Pulsschlag des Lebens sich zu vergegenwärtigen.“ Hier ist ein geschlossenes Stück Überlieferung in vollständigem geschichtlichen Zusammenhange. Aber es ist nur ein Stück und nur ein kleines Stück innerhalb eines einstigen grossen Ganzen. Und zu diesem Ganzen suchte Nissen vorzudringen, indem er das zu seiner Zeit einzige bekannte Stück verstehen lehrte. So wurde ihm Pompeji der Ausgangspunkt zu ins Allgemeine gerichteten Studien über antiken Städtebau, Stadtanlage und Stadtgeschichte. Damit war Pompeji aus seiner früheren Isoliertheit in einen grossen Forschungszusammenhang gerückt.

Durch die nachfolgenden Arbeiten ist nun Pompeji allzusehr in diese Isoliertheit zurückversetzt worden, und das in einer Zeit, in der die Archäologie gerade in der durch Nissen's Studien angedeuteten Richtung in Bewegung kam. Pergamon erstand und der Ausgrabung dieser hellenistischen Residenz folgte in Priene die Aufdeckung einer kleinasiatischen Provinzialstadt, deren für griechische Ruinenstätten beispiellos gute Erhaltung, auch hier bis ins Kleine des Hausrats hinein, den Vergleich mit Pompeji herausforderte. Und noch andere griechische Städte, grosse und kleine, Milet, Ephesos, Delos, Thera entstiegen dem Boden. Immer entschiedener hat die heute weit und weiter gedehnte Ausgrabungsarbeit ihre Ziele über die Wiedergewinnung von Einzelobjekten hinausgeführt zu der hohen Aufgabe, „ganze Städte und Landschaften als grosse geschichtlich lebende Wesen in ihren Resten aufzudecken und zu verstehen“.

Was Nissen's erstem Versuche einer Darstellung der Geschichte vom Städtebau des Altertums gefehlt hatte, ein der in Pompeji erhaltenen Überlieferung ähnliches Vergleichungsmaterial von anderen, vor allem von griechischen Plätzen, ist jetzt in Fülle vorhanden und gibt die Möglichkeit, das Verhältnis der italischen Stadt zu den griechischen Städten und damit die Stellung Pompejis im allgemeinen Rahmen der Kunstgeschichte zu bestimmen.

Daraus ergibt sich von selbst die Hauptaufgabe, die der heutigen Pompejiforschung gestellt ist. Um sie genauer zu präzisieren, ist es nötig, sich das Entwicklungsbild der Stadt in einem kurzen Überblick über die Epochen ihrer Geschichte zu vergegenwärtigen.

Voraus mag die Erinnerung am Platze sein, dass die erhaltenen Ruinen uns den letzten baulichen Zustand vor der Verschüttung vor Augen führen. Damals war die Stadt römisch. Aber sie hatte eine lange, für uns bis ins 6. vorchristliche Jahrhundert hinauf verfolgbare Vergangenheit und diese Vergangenheit lebte — ähnlich etwa wie im heutigen Nürnberg — in ihren Bauwerken fort und gab dem Stadtbilde ihr Gepräge. Anfangs hatte — wahrscheinlich neben einer einheimischen oskischen Besiedelung — eine griechische Niederlassung bestanden, die aber nach kurzer Dauer von den ihre Herrschaft bis über den Süden Kampaniens ausdehnenden Etruskern wieder zurückgedrängt wurde. Aus diesen Anfängen hat sich die Stadt im Verlaufe des 5. Jahrhunderts zu der Ausdehnung und Anlage entwickelt, die in den Hauptzügen der Gliederung bis zuletzt bestehen geblieben ist. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts wurde die etruskische Vorherrschaft in Kampanien durch die vom Apennin in die Ebene vordringenden oskischen Samniterstämme gebrochen. Aus dieser und der nächstfolgenden Zeit hat sich in immerhin beträchtlichen Resten von Wohnhäusern eine erste zusammenhängende Überlieferung erhalten, während an jene frühere Vergangenheit nur Vereinzelt, wie der griechische Tempeldorischen Stils auf dem Foro triangolare erinnerte, anderes, wie von einem grösseren Bau im Norden der Stadt eine Einzelsäule, in späteres Mauerwerk verbaut und dadurch dem Blick entzogen zurückgeblieben war. Die Ausgestaltung, die die Stadt erhalten hatte, war einfach, aber mit beschränkten Mitteln sehr solide in der Bauart der mit Kalksteinfachwerk und wuchtigen Kalksteinquadern aufgerichteten Gebäude, und dieses im ganzen schmucklose Aussehen blieb bewahrt, bis die mit dem Hellenismus in der griechischen Welt eintretende grosse Entwicklung auch hier ihren um- und neuschaffenden Einfluss übte. Vom 3. vorchristlichen Jahrhundert an und insbesondere in der nach dem Hannibalischen Kriege folgenden Friedenszeit des 2. Jahrhunderts, in der Italien in den Weltverkehr eintrat, hat Pompeji, an dem allgemeinen Aufschwunge Anteil nehmend, sich zu einer hellenistischen Stadt umgewandelt in einer in ihrer Art glänzenden Neugestaltung. Die hellenistische Kunst zog in Pompeji ein. Gerade nachdem die Stadt früher so schlicht gewesen war, nahm sie den vollen Strom, der ihr die an grossen Mittelpunkten des hellenistischen Lebens geschaffene Kunst in fertiger Ausbildung brachte, um so empfänglicher, um so begieriger auf.

Das damals neu Entstandene stellt sich gegenüber den in der späteren, römischen Zeit mehr stückweise und je nach Bedürfnis nach und nach hinzugekommenen Bauten als ein in geschlossenem Zusammenhange geschaffenes Ganzes dar auch in der Verwendung des Materials, eines am Orte selbst gewonnenen Tuffis — weshalb man von dieser hellenistischen Periode als der Tuffperiode spricht —, dem man durch Überlegen eines sehr feinen weissen

Kalkputzes etwas vom Aussehen des Marmors gab. Ein einheitlicher Plan lag der in grossem Stile unternommenen Verschönerung der Stadt durch öffentliche Gebäude und Anlagen zugrunde. Sie gruppieren sich der Mehrzahl nach um die zwei Plätze der Stadt, um den eigentlichen Markt, das Forum civile, auf dem der Verkehr auf den alten Hauptzugangsstrassen vom Lande her durch das Herkulaner Tor, vom Hafen im Westen durch das Sector einmündete, und um den weiter südlich gelegenen Platz des sogenannten Foro triangolare, auf dessen Mitte in dem dorischen Tempel ein ehrwürdiger Rest aus der frühen Vergangenheit der Stadt sich erhalten hatte. Das Forum civile (Taf. I 1) erhielt damals seinen ersten architektonischen Ausbau mit einer auf drei Seiten herumgeführten zweistöckigen Säulenhalle, die dem im Norden den Platz abschliessenden Jupitertempel eine schmuckvolle Umrahmung und dem ganzen Platz etwas vom Charakter eines offenen Festsaaes gab. Für die Einbusse an Bewegungsfreiheit, die der Marktverkehr dadurch erlitt, gewann man durch besondere an den Platz angeschlossene Anlagen für einzelne Betriebe Ersatz. Was etwa derart an der Ostseite geschaffen worden ist, hat späteren römischen Neubauten wieder weichen müssen. Aber der im Südwesten errichtete Monumentalbau einer Basilika für den Kaufhandel und Gerichtsverkehr und der die ganze Westseite einnehmende Apollotempel mit seinem säulenumrahmten grossen Bezirke sind bestehen geblieben.

Eine dekorative Ausstattung mit Säulenballen erhielt auch der bis dahin schmucklose Platz des Foro triangolare (Taf. I 2), und hier in dieser Gegend am Südrand des Stadtgebietes, die bei der vorherigen nordwärts gerichteten Entwicklung der Stadt etwas abseits geblieben war, fand man nun geräumige Bauplätze, um die für die damaligen gesteigerten Ansprüche der Lebenshaltung schon nicht mehr entbehrlichen Anlagen zu schaffen: der Abhang östlich von der sich vorschiebenden Höhe des Foro triangolare, auch durch die Schönheit der landschaftlichen Lage, mit dem Blicke auf die Bergketten der Sorrentinischen Halbinsel und über die Ebene nach dem Meere hin ausgezeichnet, bot für ein Theater die denkbar geeigneteste Stelle, das in beträchtlichen Abmessungen gebaut und durch den Anschluss einer grossen Hallenpromenade ungewöhnlich komfortabel ausgestattet wurde. An das Theater fügte man nördlich eine Palästra an (Taf. II 1), nicht gross, aber in den leichten Verhältnissen und der feinen Ausführung eine Art Juwel zierlicher Säulenarchitektur, und ein grosses Bauterrain in der Nähe benutzte man zu der Anlage eines städtischen Bades, das mit allen damals modernen Einrichtungen versehen selbst verwöhnten Bedürfnissen genügen konnte und auch in seiner Aussenfassade (Taf. II 2) besonders stattlich gehalten wurde. Es ist mit einer Doppelanlage für Männer und Frauen und mit besonderen Räumen für Kalt- und Warmwasser- und für Schwitzbäder, die freilich die damals noch unbekanntenen Hypokausten erst später erhielten, unter allen uns bekannten Thermen das früheste Beispiel für die in der Folge üblich gebliebene Form.

Hinter den öffentlichen Aufwendungen blieb die Privatunternehmung nicht zurück. Durch die ganze Stadt hin wurde gebaut und an Stelle der früheren,



nach etruskischer Art auf die einfachen Atrien beschränkten Kalksteinhäuser erstanden die neumodischen grossen Tuffhäuser im Palazzotypus mit weiten Peristylhöfen hinter den Atrien, hell und geräumig, repräsentativ und so vornehm in der Aussenarchitektur der hohen Fassaden (Taf. III 1) wie reich in der Innenausstattung mit Säulenstellungen, farbig stukkiereten Wanddekorationen in architektonischer Musterung und buntem Fussbodenschmuck kostbarer Mosaikbilder. Das glänzendste Haus dieser Art, die sogenannte Casa del Fauno (Taf. III 2), ist von späteren Veränderungen wenig berührt am besten und vollständigsten erhalten. Es enthielt in seinem Hauptraum das grosse Mosaik der Alexanderschlacht.

Die Bautätigkeit dieser Zeit hat der Stadt für immer ihren Charakter aufgeprägt. Die Blütezeit Pompejis ist darin überliefert. Manches von dem damals Geschaffenen hat den Neubauten der römischen Zeit, die für die Stadt mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit nach dem Bundesgenossenkriege im Jahre 88 v. Chr. begann, wieder weichen müssen. Aber das Meiste und Wichtigste hat durch die Folge Bestand gehabt und hat auch dem Erdbeben, das Pompeji im Jahre 63 n. Chr. als ein Vorbote des 16 Jahre später folgenden Vesuvausbruchs traf, standgehalten.

Die nach dem Erdbeben vorgenommene eilige Wiederherstellung hat den Zustand geschaffen, der uns in den wiederaufgedeckten Resten entgegentritt. Vieles Zerstörte musste neu gebaut werden und allenthalben waren Reparaturen nötig. Man hat sich auch nicht damit Genüge getan, nur das Beschädigte auszubessern, sondern die Gelegenheit benutzt, um die Stadt zu modernisieren in dem Stile, der im Neronischen Rom in Mode gekommen war. Und man hat nun unter einer neuen Hülle das Alte verschwinden lassen. Aber es war doch eben nur eine Hülle, ein Gewand von buntem Stuck, mit dem man die Bauwerke überkleidete, und nicht durchweg, wenn auch leider häufig genug, hat man rücksichtslos mit roher Hand die alten Gesimse und Profile und Zierglieder weggeschlagen, um für die neue Stukkierung ein geeigneteres Auflager zu schaffen. So ist die Architektur selbst, ihr Körper vielfach unverändert geblieben und uns zeigt sie sich in den Ruinen jetzt wieder unverhüllt in ihrer ursprünglichen Schönheit da, wo bei der letzten Zerstörung der Stadt der übergelegte Flitterstaat der letzten Zeit wieder abgefallen ist. Übrigens ist in jenen anderthalb Jahrzehnten, die der Stadt nach dem Erdbeben noch zugemessen gewesen sind, auch nicht alles Ältere von der Modernisierung mitbetroffen worden. Namentlich an manchen der öffentlichen Gebäude war die Restaurierung, als die Katastrophe der Verschüttung eintrat, noch nicht vollendet, an einigen noch kaum begonnen. Schneller mussten natürlich die Wohnhäuser wieder instand gesetzt werden und für ihre Herstellung haben es die Wohlhabenderen an Mitteln nicht fehlen lassen. Aber doch nur wenige haben den Aufwand so weit getrieben, sich vollständig neu einzurichten. Die Mehrzahl der Hausbesitzer hat es vorgezogen, das noch brauchbar Gebliebene stehen zu lassen, und dieser Sparsamkeit verdanken wir es, dass uns auch von der älteren Wanddekoration der Innenräume verhältnismässig viel noch in Resten erhalten geblieben ist.

Pompeji mit seiner so reichhaltigen, vielgliedrigen Denkmälerüberlieferung stellt Aufgaben in grosser Zahl und verschiedener Art. Sie laufen alle auf das gemeinsame von Nissen ins Auge gefasste Endziel hin, das Stadtbild in seiner Totalität zu erfassen. Das erreichen wir nicht, wenn wir, wie es in der nach Nissen gefolgten Behandlung Pompejis doch immer wieder geschehen ist, neben der allgemein historischen Betrachtung der antiquarischen, d. h. der auf das Gegenständliche und die Zweckbestimmung gerichteten, den Vorzug geben und die kunstgeschichtliche, die Erklärung der Formen und ihrer Entwicklung, zurücktreten lassen, und wenn wir fortfahren, das Ganze in seinen einzelnen Bestandteilen und diese für sich und unter sich gleichwertig zu behandeln. Vielmehr können wir es vollkommen nur durch eine den Abstufungen, in die das Bild gegliedert ist, entsprechende Behandlung erreichen, in der das Hauptstück der ganzen Überlieferung — und das ist die Stadt der hellenistischen Zeit, der Tuffperiode — den grossen Mittelpunkt bildet, und in der dieses Hauptstück seine volle und erschöpfende kunstgeschichtliche Erklärung findet. Sachlich stellt sich die hiermit bezeichnete Aufgabe als die Hauptaufgabe dar, und als solche auch muss sie heute erscheinen, wenn die Aufgaben der Forschung durch den jeweiligen Stand des Wissens bestimmt werden. Denn gerade vor allem die hellenistische Kunst ist es, deren Kenntnis die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Kleinasien und auf den griechischen Inseln als neue grosse Errungenschaft erbracht haben. Städtebilder derselben Zeit in der das Pompeji der Tuffperiode erstanden ist, sind in Pergamon, Priene, Delos, Thera zurückgewonnen worden. Dieses neue Material stellt an die Pompejiforschung die deutlichste Forderung, nämlich die einer gleich vollständigen genauen Aufnahme und Bearbeitung der pompejanischen Denkmäler, in erster Linie der Tuffarchitektur, wie sie den Funden der griechischen Plätze zuteil geworden ist. Und diese Forderung ist um so wichtiger, als es sich hier nicht um eine von jener griechisch-kleinasiatischen abhängige hellenistische Kunst, nicht um eine Wiederholung und Erweiterung des von dorthier gewonnenen Bildes handelt, sondern um eine Kunst, die neben jener ihren eigenen Charakter hat. Dadurch hebt sie sich auch innerhalb der gesamten in Pompeji selbst enthaltenen Überlieferung als der kunstgeschichtlich weitaus bedeutendste Teil heraus. Denn während die Bauwerke des römischen Pompeji uns nur eine wenn auch gewiss wertvolle Ergänzung zu der Architektur bieten, die an anderen Stellen, vor allem in Rom in grösseren Leistungen vertreten ist, und so ein mehr untergeordnetes Glied in einem uns schon bekannten grossen Ganzen darstellen, überliefern uns die Bauten des hellenistischen Pompeji eine Architektur, die sich nicht in ein schon Bekanntes einfach einfügt, sondern uns als selbständiger Zweig in der Gesamtheit der hellenistischen Baukunst eine besondere Entwicklung kennen lehrt.

In zahlreichen Zügen wiederholt sich das Bild, das uns aus den Ruinenplätzen der kleinasiatischen Städte entgegentritt: in der Peristylanlage des Wohnhauses, in der Innendekoration, in der reichlichen Verwendung der Säulenhallen zu dekorativer Ausstattung von Plätzen und Höfen, in dem Aufwand

für Nutzenanlagen und für Bildungs- und Vergnügungsanstalten und in anderem mehr. Aber diese Übereinstimmungen, in den gleichen, auf der bestimmten Entwicklungsstufe allgemein verbreiteten Kulturverhältnissen begründet, sind als Erscheinungen des Zeitcharakters und daher nicht, wie man wohl gemeint hat, aus einer Übertragung der Kunst des griechischen Ostens in den Westen zu erklären. Ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis wird vielmehr ausgeschlossen durch die abweichende Formenbehandlung. Die Tuffarchitektur Pompejis hat einen eigenartigen, höchst reizvollen Stil, der von dem klassisch-hellenistischen charakteristisch verschieden ist. Von dieser Kunst und ihrer Stellung innerhalb des Gesamthellenismus haben wir seit kurzem durch die ausgezeichneten Schriften R. Delbruecks, insbesondere durch die zusammenfassenden Ausführungen in dem 1912 erschienenen zweiten Bande der „Hellenistischen Bauten in Latium“ genauere Kenntnis erhalten. Indessen nicht auf Grund, wenn auch nicht ohne weitgehende Berücksichtigung des Materials, das Pompeji darbietet, hat Delbrueck den erfolgreichen Versuch ihrer Wiedergewinnung unternommen, sondern auf Grund der vereinzelt Resten, in denen sie ausserhalb Pompejis in Italien hauptsächlich in Latium vertreten ist. Es sind Reste von zum Teil sehr bedeutenden Bauten, wie die Ruinen des grossen Fortunatempels von Praeneste, aber, soweit nachweisbar, rühren sie aus der sullanischen Zeit her und zeigen uns demnach diese Kunst in der letzten Phase ihres Bestehens, in der sie, wie es scheint, erst ihre Verbreitung in die nördlicheren Teile Italiens gefunden hat. Also nur ein Ausschnitt, ein Endstück sind sie aus dem Ganzen, das zusammenhängend und in seiner reichhaltigen Vollständigkeit in Pompeji erhalten und nur hier in einer über einen grösseren Zeitraum reichenden Entwicklung verfolgbar ist. Delbruecks Arbeiten haben erst recht augenfällig gemacht, was bisher in Pompeji versäumt worden ist. Es handelt sich hier um die Hauptüberlieferung der „italisch-hellenistischen“ Kunst. Hinter Pompeji stehen die grossen Zentren Siziliens und Unteritaliens, Zentren wie Syrakus, von wo Delbrueck vornehmlich diese Kunst herzuleiten geneigt ist, wie namentlich aber auch Tarent. Von der Pracht und Grösse dieser Städte hören wir aus der Geschichtsüberlieferung. Von Denkmälern ist aus ihnen selbst nur ganz Vereinzelt in geringen Resten zurückgeblieben. Aber das Wenige wird ergänzt durch ein so reiches Material, wie wir es in den unteritalischen Vasen besitzen, die auf das Bestehen einer blühenden und eigenartigen lokalen Kunst zurückschliessen lassen und uns, wenn nicht direkt, so zum mindesten mittelbar auf Tarent hinführen. Indem wir nun an diese die pompejanischen Denkmäler der Tuffperiode durch Stil- und Formenvergleichung anzuknüpfen vermögen, gewinnen wir durch Pompeji die an den Mittelpunkten der hellenistischen Kultur des Westens geschaffene Kunst in einem Vollbilde und in einem grösseren Zusammenhange zurück. Und aus solehem erst vermögen wir es wohl zu verstehen, wenn die in der kleinen kampanischen Stadt vertretene Kunst Züge von Grossartigkeit aufweist, die von dem, was in Grossstädten des Ostens, wie Pergamon und Delos, der Aufgabe nach Analoges geleistet ist, nicht überboten werden. Eine Wohn-

hausanlage, wie die der Casa del Fauno, steht einzig da, und bedeutende neue Bautypen, wie die der Basilika und der Thermen, finden wir in den ersten erhaltenen Beispielen ihrer Ausbildung nicht im hellenistischen Osten, sondern in Pompeji.

Ein so wertvolles und grosses Material verdient wahrlich eine ebenso gründliche Bearbeitung, wie sie alle die Denkmäler der kleinasiatischen Fundplätze erfahren haben, und wie wir sie für die Tuffbauten in Latium Delbrueck verdanken. Seit zwei Jahren ist ein Unternehmen ins Werk gesetzt worden, das auf die Erfüllung dieser Aufgabe abzielt. Die Absicht geht auf ein Publikationswerk, das in genauen Aufnahmen und Untersuchungen das Pompeji der Tuffperiode zur Anschauung und zur kunstgeschichtlichen Würdigung bringen soll. Die Architektur wird darin den Hauptplatz haben, sie bildet, wie Schöne es einmal bezeichnet hat, das Gerippe für alle kunstgeschichtliche Forschung und sie beansprucht hier, schon weil unter den erhaltenen Resten die Bauwerke weitaus überwiegen, den Vorrang. Aber auch die übrigen Denkmäler, unter denen die Mosaikbilder als künstlerisch höchststehende Leistungen sich herausheben, sollen nicht unberücksichtigt bleiben. Aus der Masse der Werke der Kleinkunst, insbesondere der Bronzen, den der hellenistischen Zeit zugehörigen Bestand festzustellen, wird eine der schwierigsten, aber auch lohnendsten Aufgaben sein.

Das Unternehmen hat bei den italienischen Behörden entgegenkommende Aufnahme gefunden. Dafür, wie für die weitherzige, bereitwillige und fördernde Unterstützung, die ihm in Neapel und Pompeji von dem Leiter des Museo Nazionale und von den Herren der Direzione degli Scavi zuteil geworden ist, können wir nicht dankbar genug sein. Ohne diese Gunst wäre die Durchführung der Arbeiten in dem geplanten Ausmass nicht möglich. Sie hängt aber auch davon ab, dass die beträchtlichen Mittel, die für sie erforderlich sind, uns auf die Dauer nicht versagt bleiben. Es sind private Mittel, die dafür haben verwendet werden können, Spenden eines kleineren Kreises von Gönnern und Gönnerinnen des Deutschen Archaeologischen Instituts, die sich mit überaus dankenswerter Freigebigkeit zunächst für einige Jahre zu Beiträgen von je 1000 M. bereit gefunden und damit die Schaffung eines dem Institut überwiesenen Stifterfonds ermöglicht haben, der zur Unterstützung der Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten bestimmt worden ist, und bereits mehreren grösseren Publikationen, der von „Tiryns“ und der von H. Koch über „Dachterrakotten aus Campanien“ hat zugute kommen können. Wir hoffen, dass dieser Kreis dem Institut erhalten bleibt und dass er sich in Zukunft noch erweitern wird. Gilt es in diesem Falle auch nicht, mit den gespendeten Mitteln durch Grabung neue Quellen zu erschliessen, so steht die Aufgabe, die wir uns in Pompeji gestellt haben, keiner anderen an Wichtigkeit nach und sie hat immerhin den Vorzug, dass der wissenschaftliche Gewinn von vornherein gesichert ist.

In der Sitzung am 29. Januar 1914 sprach Baurat R. Schultze über Das römische Stadttor in der kirchlichen Baukunst des Mittelalters. Der Vortrag wird als Aufsatz im zweiten Teile dieses Jahrgangs der Bonner Jahrbücher erscheinen.

Am Sonntag, den 15. Februar 1914 versammelten sich zahlreiche Mitglieder des Vereins im Bonner Provinzialmuseum zu einer Führung durch die Neuerwerbungen und die neu eingerichteten Räume des Untergeschosses.

Museumsdirektor Dr. Lehner, welcher die nötigen Erläuterungen gab, verbreitete sich namentlich eingehender über das soeben neu ausgegrabene Matronenheiligtum bei Pesch unweit Münstereifel, von welchem der Plan, die wichtigsten Skulptur- und Inschriftfunde, sowie ein Modell des interessantesten Bauwerkes ausgestellt waren. Da die Ausgrabung inzwischen im Frühjahr 1914 fortgesetzt wurde und wichtige Ergänzungen der damals bekannten und vorgetragenen Ergebnisse brachte, so dürfte es angemessen sein, in dem folgenden kurzen Bericht die neuen Resultate gleich mit zu behandeln, obgleich sie damals noch nicht vorgetragen werden konnten (hierzu Taf. VII).

Von der Lage des Heiligtums auf einer Anhöhe über dem Zusammenfluss zweier Bäche im Walldistrikt „Addig“ zwischen den Dörfern Gilsdorf und Pesch hatte sich der Verein schon bei einem im Vorjahre unternommenen Ausfluge überzeugen können. Die Höhe fällt nach Westen ziemlich steil zu den Bachtälern ab, nach Norden und Osten senkt sie sich allmählich, nach Süden geht sie eben in das Hochland über. Auf ihrer Oberfläche förderte die Ausgrabung vier nach ONO orientierte in einer geraden Flucht von N nach S nebeneinander liegende Gebäude C, A, B, D (s. den Plan Taf. VII), ferner östlich davon eine ihnen parallel laufende Halle E und ein südlich dieser vorgelagertes Gebäude F zutage; endlich Reste einer älteren Bauperiode des Gebäudekomplexes, auf welche unten zurückzukommen sein wird.

Das nördlichste der vier erstgenannten Gebäude C ist ein gallorömischer Tempel von typischem Grundriss. Eine fast quadratische Cella von 6,50 : 7,40 m Ausdehnung mit einer von zwei Halbsäulen flankierten nach ONO sich öffnenden Tür<sup>1)</sup>, ist umgeben von einer niedrigen Mauer von 13,50 : 14,60 m Seite, die als Stylobat für einen Säulenumgang gedient hatte. Reste der Sandsteinsäulen wurden auch gefunden. Der Boden der Cella sowohl als der des Umgangs war mit einem guten Mörtelstrich bedeckt, an der stellenweise noch über 1 m über dem Fundamentsockel aufgehenden Cellamauer waren im Innern deutliche Reste farbigen Wandputzes. In der Türöffnung lag noch die stattliche Sandsteinschwelle. Der Tempel war offenbar durch Brand zerstört, starke Brandspuren waren an den Wänden, auf dem Estrich und in dem ihn füllenden Bauschutt wahrzunehmen.

1) Die Nordnadel in dem Plan Taf. VII ist nach den genauen astronomischen Messungen eingetragen, welche dem Stud. der Astronomie Pothmann, damals in Bonn, verdankt werden.

Das nächste Gebäude A war offenbar nur ein ummauerter Hof, in Form eines etwas verschobenen Rechteckes von 28,30 : 23 m Seite mit einer Tür nach ONO, und zwei kleinen Gemächern A' und A'' in der nordöstlichen und südöstlichen Ecke. Diese offenbar ursprünglich hochgemauerten und verschliessbaren Kammern hatten Mörtelstrich, der im Hof selbst fehlte. An mehreren Stellen des Mauerwerks, namentlich an dem kleinen Zimmer A'' waren hammerrecht zugeschlagene Stücke von Inschriftsteinen vermauert. Auf diese Erscheinung und das aus dem Plan ersichtliche innere Mauervierviereck in Hof A werden wir unten zurückkommen.

Das merkwürdigste ist das dritte Gebäude B. Es ist ein quadratischer Bau von 15 m Seite, von starken und noch wohlerhaltenen Mauern umschlossen, im ONO das von zwei Halbsäulen flankierte Eingangstor, im Innern durch zwei Reihen von je drei Säulen und zwei an die Wände angelehnten Halbsäulen in drei Schiffe geteilt. An der Rückseite befindet sich eine quadratische Apsis. Von den Säulen und Halbsäulen sind noch fünf stattliche jonische Basen aus weissem Sandstein von ca. 80 cm Durchmesser erhalten. An den Stellen, wo die Halbsäulen im Inneren stehen, ist die Aussenseite der Wand durch kräftige Strebepfeiler, die oben in Pilaster ausliefen, gegliedert. Der ganze Innenraum ist mit einem Mörtelstrich versehen, Reste von weissem und rotem Wandputz fanden sich noch an den Wänden. Jeder Säule gegenüber standen im Mittelschiff in den Estrich eingelassen zwei ziemlich rohe viereckige Klötze oder Pfeiler aus rotem Sandstein, die durchschnittlich 40 cm hoch über dem Estrich herausragten. Eben solche Pfeilerchen waren in den Ecken des Gebäudes und gegenüber der Apsis in der Weise verteilt, wie der Plan zeigt. Zwischen den drei Säulen jeder Reihe waren niedrige Mauerchen, zum Teil in roher Weise über die Wulste der Säulenbasen übergreifend. Die von allen bisher bekannten gallorömischen Tempeln abweichende Anlage des Gebäudes lässt darauf schliessen, dass es sich nicht um einen eigentlichen Tempel gehandelt hat. Und da führt die dreischiffige Anlage mit der Apsis an der Hinterwand am ehesten zu einem Vergleich mit der antiken Basilika, welche dann hier ebenso aus der klassischen Rechtecksform in die keltische quadratische Grundform übersetzt worden wäre, wie die eigentlichen Tempel auch. Die Apsis würde dann als das erhöhte Tribunal anzusehen und in dem Ganzen eine Halle für Festversammlungen, Gerichts- und Marktzwecke oder dergl. zu erblicken sein. Bei dieser Annahme würden auch die eigentümlichen niedrigen Sandsteinpfeilerchen am ehesten eine ungezwungene Erklärung finden: es sind die Substruktionen von Sitzbänken, je zwei und zwei gehören zu einer Sitzbank zusammen, die im Mittelschiff gegenüber den Säulen rechtwinklig zur Hauptaxe des Gebäudes standen und irgendwie bei den in der Festhalle vorzunehmenden Handlungen verwendet wurden. Die niedrigen Mauerchen zwischen den Säulen kann ich nur als die Unterlage eines Gitters oder Geländers verstehen, welches das Mittelschiff gegen die Seitenschiffe abtrennte. Selbstverständlich denke ich mir das ganze Gebäude überdacht. Erwähnt mag auch gleich hier noch werden, dass in diesem Gebäude, im Gegen-

satz zu den oben beschriebenen C und A, kein einziges Skulptur- oder Inschriftfragment gefunden wurde. Auch das spricht gegen einen eigentlichen Tempel<sup>1)</sup>.

Das vierte Bauwerk D war ein einfacher rechteckiger ungeteilter Raum, der vermutlich praktischen Zwecken als Schuppen, Scheune oder dergl. diente. Er mass 16,50 : 9,30 m und hatte seinen Eingang auf der einen Langseite, die nach ONO gerichtet ist. Er wird in seinem Oberbau wohl aus Fachwerk bestanden haben und war mit Ziegeln gedeckt, deren Reste sich massenhaft im Innern fanden.

Der östliche Baukomplex E, F war offenbar von dem eben beschriebenen durch eine nordsüdlich führende Strasse getrennt, auf welche die Eingänge der sämtlichen beschriebenen Gebäude mündeten. Parallel der Ostfront dieser Gebäude, 33,80 m von ihr entfernt, läuft zunächst die schon erwähnte lange Halle E, bestehend aus zwei parallelen Mauern mit 3 m lichtem Abstand. Die Halle ist in ihrem nordsüdlichen Teil 120 m lang, biegt aber am Nordende rechtwinklig nach Westen um; diese westliche Fortsetzung E' ist noch 14,60 m lang. An beiden Enden ist die Halle durch Quermauern geschlossen. Ihre Mauern sind nur schwach und nur in der untersten Fundamentlage erhalten. Sie sind vermutlich niemals hoch gewesen, sondern werden lediglich als Substruktionen von Säulen anzusehen sein, welche ein Ziegeldach trugen, von welchem noch zwischen den Mauern und namentlich neben der östlichen Aussenmauer ansehnliche Reste gefunden wurden. Es hat sich also offenbar um eine gedeckte Wandelhalle gehandelt, die den Besuchern des Tempelbezirkes einen geschützten Aufenthalt bieten konnte. Ungefähr in der Mitte der Halle liegt eine gemauerte kreisrunde Zisterne H von 1,50 m lichter Weite, 0,25 m Wandstärke und noch unbekannter Tiefe. Sie ist erst bis auf 7 m Tiefe ausgehoben worden und enthielt bis dahin ausser Schlamm nur formlose Steinbrocken. Auf sie nimmt die westliche Hallenmauer offenbar durch eine kleine Ausbiegung Rücksicht, doch ist die betreffende Stelle der Mauer leider gerade besonders stark zerstört gewesen. 3,40 m südlich von der Zisterne durchquert ein aus Bruchsteinen und Lehm flüchtig gemauertes und sehr schlecht erhaltenes Wasserabzugskanälchen J die Halle, welches der Entwässerung des Tempelbezirkplatzes zu dienen hatte, da das Gelände nach Osten fällt.

Das letzte Bauwerk F ist 3,40 m vom Südende der Halle E entfernt. Es ist ein rechteckiger Bau von 18,30 : 8 m Ausdehnung, im Innern durch eine Quermauer in einen grösseren und einen kleineren Raum geteilt, und ebenso orientiert, wie die übrigen Gebäude. Nach welcher Seite sein Eingang lag, ist allerdings noch unbekannt.

1) Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Herr Dr. Drexel in Frankfurt a. M. unabhängig auf eine ähnliche Deutung gekommen war. Er verweist auf das Bakcheion in Athen (Athen. Mitteil. XX 1895 S. 176 ff. Taf. IV) und auf den Raum der Hadriansvilla bei Winnefeld, (Villa des Hadrian III. Erg. Heft des arch. Jahrbuchs 1895) Taf. VIII E, der eine unverkennbare Ähnlichkeit mit unserem Bauwerk hat. Letzterer wird als Nymphaeum erklärt, ersteres aber war ein Versammlungssaal der Jobacchen.

Die ganze beschriebene Baugruppe stellt offenbar einen zusammengehörigen gleichzeitigen Baukomplex dar, die letzte Periode des Tempelbezirkes, der jedenfalls teilweise einem Brand zum Opfer fiel. Nun war aber bereits aus dem schon erwähnten Umstand, dass an verschiedenen Stellen der Mauern des Hofes A zerschlagene Stücke von Inschriftaltären vermauert waren, zu schliessen gewesen, dass der Tempelbezirk eine ältere Bauperiode gehabt haben muss, aus welcher jene Altäre stammen.

Und tatsächlich fanden sich bei den Aufräumarbeiten der letzten Ausgrabungskampagne verschiedene Reste der älteren Periode. Zunächst fand sich innerhalb des grossen Hofes A ein kleineres Mauerrechteck von 24 : 17,40 m (in dem Plan schraffiert), von welchem zum Teil nur noch die unterste Rollschicht erhalten war, in dem steinigen Boden ausserordentlich schwer erkennbar. Einzelne Strecken waren überhaupt spurlos verschwunden, lassen sich aber nach dem Erhaltenen unschwer ergänzen (im Plan durch punktierte Umrisslinien angedeutet). Die nicht mehr erhaltene Nordostecke muss unter dem kleinen Raum A'' gelegen haben. Dieses Rechteck ist nicht verschoben und etwas anders orientiert als der grosse spätere Hof A.

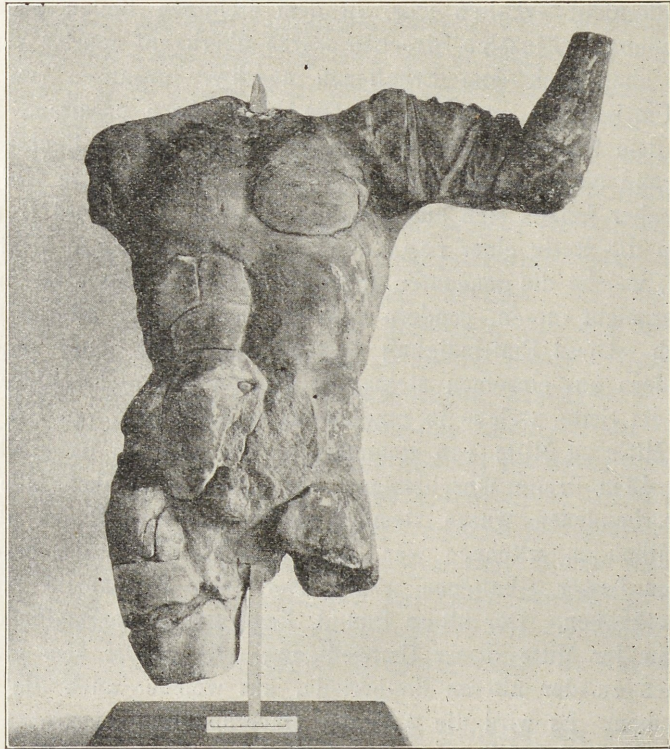
Dann aber fanden sich auf dem die Gebäude C, A und B umgebenden freien Raum die Reste einer rechteckigen, gitterartigen Umfriedigung GG' G'' G''', welche die genannten drei Gebäude zwar umschloss, in der Orientierung aber nicht diesen, sondern vielmehr dem kleinen älteren Rechteck in A entsprach. Diese Einfriedigung bestand nicht aus einer durchlaufenden Mauer, sondern aus einzelnen steinernen Pfosten von rechteckiger Grundform mit 26 : 30 cm Seite, welche in regelmässigen Abständen von 3 m (=10 röm. Fuss) von Mitte zu Mitte von einander standen und ein Rechteck von 84 m Länge und 49 m Breite umschlossen. Sie waren nicht mehr alle vorhanden, sämtliche vorhandenen waren ziemlich dicht über dem Boden abgeschlagen, so dass deutlich zu erkennen war, dass man sie absichtlich beseitigt hatte. An mehreren besser erhaltenen waren aber noch Einschnitte für die Querbalken zu erkennen. Der ältere Bau A liegt nun in nordsüdlicher Richtung, fast genau in der Mitte dieser Umfriedigung. Er gehört also zweifellos mit ihr zusammen zu der älteren Bauperiode, aus welcher auch die vermauerten Altäre stammen. Es wird die Aufgabe einer späteren Ausgrabungskampagne sein, die Gebäude C und B auch noch auf etwaige Spuren älterer Bauperioden zu untersuchen, was aber wegen des Kriegsausbruches bisher nicht möglich war. —

Von ebenso hohem Interesse, wie die hier skizzierte bauliche Anlage sind auch die Einzelfunde an Inschriften und Skulpturresten. Bemerkenswert ist zunächst ihre Verteilung auf die Gebäude. In den Gebäuden B und D und in der Halle E sind gar keine Denkmalreste gefunden worden; in dem Gebäude F fanden sich zwei Inschriftaltäre. Die ganze übrige Masse der Inschriften und Skulpturreste verteilt sich auf die Räume A und C, aber so, dass auch hier wieder C bedeutend gegen A zurücktritt. Man wird also mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuten dürfen, dass der Hof A im wesent-



lichen zur Aufstellung von Weihedenkmälern aus Stein gedient hat, und dass die beiden kleinen abgeschlossenen Räume A' und A'' der Aufbewahrung kleiner Votive und anderen Tempelschätzen vorbehalten waren.

Während nun sämtliche übrigen Denkmäler, inschriftliche sowohl als bildliche, ausnahmslos zu der bekannten Gruppe der Matronendenkmäler gehören und zwar den *Matronae Vacallinae* geweiht sind, ist eine einzige Ausnahme um so erstaunlicher, als gerade sie in der Cella des eigentlichen Tempels C gefunden wurde, nämlich eine grosse und gut gearbeitete Statue eines männlichen unbedeckten Gottes, der offenbar Jupiter ist (Clisché aus Denkmalpflegebericht XIX). Die Statue lag im Brandschutt der



Jupitertorso aus dem Pescher Tempelbezirk.

Cella und war in viele Stücke zerschlagen, aus denen sich aber wenigstens der Rumpf mit den Ansätzen der Schenkel und des rechten gesenkten Armes, sowie dem linken gehobenen Arm, über dem der Mantel hängt, und der ein Zepter gehalten haben wird, zusammensetzen liess. Ausserdem sind aber noch Reste der Unterschenkel erhalten, die sich nicht mehr anpassen liessen, sowie ein kleiner Adler und ein Lorbeerkranz, die man sich vielleicht in Verbindung mit dem Zepter denken darf. Das Ganze aus einem gelbrötlichen Sandstein, der für die übrigen Skulpturen nicht verwendet wurde, und von vortrefflicher

Arbeit, wie die Abbildung erkennen lässt. Wie Jupiter hier in die Gesellschaft der Matronen kommt, ist einstweilen unaufgeklärt.

Von Matronenaltären sind in dem Tempel C ziemlich wenige gefunden worden, nämlich, die kleinen Fragmente eingerechnet, nur 18 Stück. Es wäre aber verfehlt, daraus schliessen zu wollen, dass der Tempel nicht dem Matronenkultus geweiht gewesen wäre, denn, da man ja einen besonderen Aufstellungsraum für die Denkmäler in A hatte, so wird der Tempel C im wesentlichen nur das Kultbild enthalten haben, welches die bekannte Gruppe der drei Matronen in grossem Format dargestellt haben wird. Zu diesem Kultbild können einige Fragmente grosser Skulpturen aus rötlichem Sandstein gehören, nämlich ein 37 cm grosser Matronenkopf mit der charakteristischen Haube, ein grosses Füllhorn und ein Delphin, der vermutlich die Armlehne der Bank darstellt, wie bei dem bekannten Denkmal aus Rödingen (CILXIII 7885. Skulpturen des Bonner Museums Taf. XXVI, I, Führer I S. 199. N 16271).

Sämtliche übrigen Denkmäler, nämlich zwölf vollständige oder nahezu vollständige Inschriften und eine grosse Masse von Inschrift- und Skulpturbrocken stammen aus dem Hof A, nur zwei Inschriften, wie gesagt, aus F.

Es würde über den Rahmen dieses Vortragsberichtes hinausgehen, wenn hier die sämtlichen Texte der Inschriften wiedergegeben würden, aber einige wichtigere mögen hier noch folgen.

Zunächst die beiden Altäre aus dem Gebäude F.

1. Inv. 24869.

MATRONS  
VACALLINEIS  
FLACINIA  
LEFA  
EX·IVS·IPS  
L·M

Roter Sandstein, 67 cm hoch,  
40 cm breit.

*Matron̄is | Vacallinēihis | Flaċcinia | Lefa | ex ius(su) ips(arum) | U(ibens) m(erito).*

2. Inv. 24870.

VACALLIN  
LEVDINIS  
ALBANV  
VEMENI·F  
ET·PRIGA  
V·S·L·M

Grauer Sandstein, oben ab-  
gebrochen, auf den Seiten  
Zweige. 40 cm hoch, 24 cm  
breit.

*. . . | Vacallin(ehis) | Leudinis | Albanu[s] | Vennen̄i f(ilius) | et Priga | v(otum)  
s(olverunt) U(ibentes) m(erito).*

Dann einige aus dem Hof A.

3. Inv. 24871.

V	O	C	A	L	L	I	N	E	I
H	I	S	S	E	X	T			
C	A	L	D	I	N	I	V	S	
—									
G	L	M	E	L	L	V	S	L	A
I	M	P	E	R	I	O			

Roter Sandstein, oben zerstörter Giebel. An den Seiten Bäume. 1,08 m hoch, 68 cm breit.

*Vocallinei|his Sext(us)|Caldinius|Gemellus ex|imperio.*

4. Inv. 24872.

N	A	T	·	V	A	C	A	L		
I	N	I	H	I	S	·	A	T	I	L
I	A	·	A	M	A	D	A	V		

Roter Sandstein, oben Giebel schmuck, an den Seiten Bäume. 84 cm hoch, 36 cm breit. Zu beiden Seiten des S in der letzten Zeile ein Blatt.

*Mat(ronis) Vacal|inihis Atil|ia Amada v./s.*

5. Inv. 24874.

V	A	C	A	L	L	E	·	I	S
T	·	T	V	L	L	O	N	V	S
S	V	P	E	R	·	L			

Roter Sandstein, 42 cm hoch, 27 cm breit.

*Vacallinehis|T(itus) Tullonius|Super Uibens).*

Ich habe gerade diese fünf Beispiele herausgegriffen, um zu zeigen, wie schwankend die Schreibweise der Namen ist: *Vacallineihis*, *Vocallineihis*, *Vacalinihis*, *Vacallinehis*. Die letztere Schreibweise wiegt vor, aber auch die erste und zweite ist noch mehrmals vertreten. Es ist dies eine Erscheinung, die uns auch bei anderen Matronenbeinamen begegnet, so kennen wir *Cuchenehae* und *Chuchenehae*, *Veteranehae* und *Vataranehae* u. a. m.

Sehr auffallend ist in Nr. 2 der weitere Beiname „*Leudinis*“. Er kommt sonst noch nicht vor, weder in Verbindung mit der *Vacallinehae* noch für sich allein. Sollte in den *Leudinae* der alte Ortsname des untergegangenen *Vicus* stecken, zu dem das Heiligum gehörte? Eine Bildung *Leudinus* von *Leudium* wäre so gut möglich, wie etwa *Latinus* von *Latium*. Es wären also die speziellen *Vacallinehae* des Ortes „*Leudium*“ oder wie er geheissen haben mag. Die *Vacallinehae* sind nämlich auch an anderen Orten bezeugt, die allerdings alle nicht sehr weit von Pesch entfernt liegen. So aus Satzvey (Führer durch das Provinzialmuseum Bonn I. S. 193 f. Nr. 24451.), aus Antweiler und Lessenich (Kr. Euskirchen) (CIL XIII 2 Nr. 7951—54, und Führer I S. 195 19816—8) und ein versprengter aus Bonn-Endenich (Führer S. 194. U 51.) von einem Soldaten der legio I Minervia, der aus der Eifel stammen wird.

Unter den leider sehr zertrümmerten bildlichen Darstellungen der Matronen ist etwa noch hervorzuheben: (24960) der Rumpf einer Matrone, die ein Kind auf dem Schoß oder vor sich stehend hält, von dem noch der

Kopf erhalten ist. Am Halsreif der Matrone befindet sich das charakteristische halbmondförmige Anhängsel. So häufig die Matronen mit Fruchtkörben, Füllhörnern, Blumen und dgl. dargestellt sind, so selten sind Darstellungen, in denen der Schutz der Menschen zum unmittelbaren Ausdruck kommt. Von Steindenkmälern, die hierhin gehören, ist mir bisher kein zweites bekannt, dagegen finden sich unter den Terrakottafiguren verwandte Darstellungen (vgl. Führer durch das Provinzialmuseum Bonn I S. 70). — Es soll schliesslich nicht unerwähnt bleiben, dass der interessante Gebäudekomplex dank der Fürsorge des Herrn Regierungspräsidenten von Aachen und des Herrn Landrats des Kreises Schleiden angekauft worden ist und sichtbar erhalten werden soll. Ein ausführlicher Ausgrabungsbericht wird später nach Beendigung der Ausgrabung erscheinen.

Am Sonntag, den 5. Juli 1914 fand ein Ausflug nach dem Laacher See statt. Unter Führung von Geh. Rat P. Clemen wurde die alte Pfarrkirche in Niedermendig und die Abtei Maria Laach besichtigt.

In der Sitzung am 30. Juli 1914 sprach Prof. Fr. Winter das nachfolgend wiedergegebene Gedenkwort auf Alexander Conze.

Wie im Leben der Völker und Staaten, so treten im Leben der Wissenschaften Momente ein, die deutlicher, als wir in der Gleichmässigkeit der täglich fortrückenden Arbeit darauf Acht haben, zum Bewusstsein bringen, dass innerhalb der unmerklich sich vollziehenden Entwicklung ein Abschnitt sich vollendet hat. Sie fordern uns dazu auf, einen Augenblick anzuhalten, das Zurückliegende zu überschauen, uns das in ihm Erreichte in zusammenfassendem Rückblick zu vergegenwärtigen, um an der Gewissheit der reicher gewordenen Ausrüstung uns den Mut für den Weiterweg zu stärken und mit klarerem Blick und festerem Schritt den vorwärtsliegenden Zielen zustreben zu können. Solche Momente kommen, wenn Männer, die an der Entwicklung leitenden und entscheidenden Anteil gehabt haben, aus unserer Mitte genommen werden. Zu Beginn der vorletzten Woche hat die archäologische Wissenschaft einen Verlust dieser Art durch das Hinscheiden Alexander Conze's erlitten. Mit dem Verstorbenen, der ein Alter von 83 Jahren erreicht hat, haben wir den ältesten aus der Reihe derer verloren, die in den verflossenen 50 Jahren an der Spitze unserer Wissenschaft gestanden haben und von denen, nachdem das letzte Jahrzehnt zuerst Benndorf, dann Michaelis, dann Kekule hinweggenommen hat, uns jetzt nur wenige als Vertreter einer grossen Zeit der Archäologie übrig geblieben sind. Es ist in der Geschichte dieser Wissenschaft, wenn nicht überhaupt der bedeutendste, so jedenfalls der inhaltsreichste Abschnitt, der mit dem Wirken der genannten Gelehrten bezeichnet ist.

So muss denn Jedem, dem die Geschichte seiner Wissenschaft mehr ist als die in ihr enthaltene Überlieferung des einfach Tatsächlichen, der jetzt eingetretene Verlust zu Einkehr und rückschauender Betrachtung Anlass geben. Und so wird auch der Verein der Altertumsfreunde im Rheinlande, der sich die

Pflege der Archäologie angelegen sein lässt, es nach der Meinung des Vorstandes sich nicht versagen wollen, des Hingegangenen, den er als Ehrenmitglied zu den Seinigen zählte und dessen achtzigsten Geburtstag er vor drei Jahren durch eine mit dem üblichen Winckelmannsfest verbundene Feier begangen hat, mit einem Überblick über sein Leben und seine Arbeit zu gedenken, zumal diese Arbeit nach einer Richtung hin auch mit den spezielleren Forschungsinteressen des Vereins sich unmittelbarer berührt hat.

Wenn mir als dem Vertreter des Vorstandes die Ehre zu Teil wird, die Worte des Gedenkens zu sprechen, so fühle ich, auch im Hinblick auf das persönliche Verhältnis, in dem ich zu dem Verstorbenen habe stehen dürfen, die Pflicht, in seinem Sinne zu reden. Das vermag ich nicht besser als eingedenk des Wortes, das er selbst in seiner ersten grösseren Schrift, in der er die Ergebnisse seiner Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres veröffentlichte, im Vorwort gebraucht hat und das wie ein Leitwort über dem ganzen Werk seines Lebens steht: „*non ostentationi, sed fidei veritatique*, nicht zur Schaustellung, sondern für die Treue und die Wahrheit.“

Alexander Conze stammt aus einem hannoverschen Geschlechte, das seit Jahrhunderten in Elze ansässig war. Drei Vorfahren aus dem achtzehnten Jahrhundert bekleideten dort das Bürgermeisteramt. Sein Grossvater siedelte als Anwalt beim Oberappellationsgerichte nach Celle über. Auch der Vater, Georg Leopold, wurde wieder Jurist, ihn führte aber die Bewegung der Napoleonischen Zeit in einen anderen Beruf. Er ging 1813 nach England, trat als Offizier bei den King's German Husaren ein, nahm als solcher an der Schlacht bei Waterloo teil und fand, als das Regiment 1816 Hannoversches Garde-Husaren-Regiment wurde, seinen Wohnsitz in Hannover. Hier verheiratete er sich 1830 mit Sophie Helwing, starb aber schon, als der ihm am 10. Dezember 1831 geborene Sohn Alexander noch in der Wiege lag, im zweiten Jahre seiner jungen Ehe. Durch die Mutter war Conze mit den Rambergs verwandt. Ihr Vater, der Buchhändler Helwing in Hannover, hatte eine Tochter des kunstsinnigen Hofrats Johann Daniel Ramberg zur Frau, dessen einer Sohn, Johann Heinrich, in London bei Reynolds ausgebildet, als Hofmaler im Hannoverschen Kunstleben bis zu seinem 1840 erfolgten Tode eine hervorragende Stellung eingenommen, sich über die engere Heimat hinaus durch seine in zierlicher Stilisierung leicht und flott ausgeführten Illustrationen zu den damals beliebten Almanachen und Taschenbüchern einen Namen gemacht hat.

Die von den väterlichen Vorfahren vererbte Tradition wies Conze auf die Juristenlaufbahn hin und er hat auch, als er das Gymnasium mit der Universität vertauschte, in Göttingen mit dem Rechtsstudium begonnen. Aber die Anregungen des im mütterlichen Hause lebendigen Kunstinteresses und hier aus der grossväterlichen Erbschaft bewahrten Besitzes an Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen, der den Knaben umgab und früh und wie er älter wurde, immer mehr und mehr beschäftigte, erwiesen sich als stärker; er ist sehr bald zum kunstgeschichtlichen Studium übergegangen.

Tief wurzelte er in dem Boden seiner Heimat. Sie gab ihm auch

die Lebensgefährtin und fesselte ihn dadurch, wenn ihn auch der Beruf früh und für immer aus ihr hinausführte, um so fester an sich. Als Sohn der hannoverschen Erde fühlte er sich, deren echter Typus in der Geradheit seiner hohen stark gebauten Gestalt wie seines Wesens ausgeprägt war. Er hielt auf seine Abstammung und gab dem gern Ausdruck. Über der Tür seines Hauses im Grunewald grüsste den Eintretenden in Relief das Bild des hannoverschen Pferdes, darunter der Spruch, „Wir bauen alle feste und sind doch fremde Gäste“, den er einer von ihm selbst einst angelegten und in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1859 veröffentlichten Sammlung von alten Haussprüchen in Celle und anderen Städten seiner Heimat entnommen hatte. Drinnen auf dem Flur des Hauses aber sah man die preussischen Helme seiner Söhne, die er mit stolzer Freude alle vier ihren Militärdienst im Waffenrock desselben Garde-Feld-Artillerieregimentes hatte leisten sehen. Er selbst war schon vor 1866 als Professor in Halle in den preussischen Verband übergegangen und hat die grosse Arbeit, die die zweite Hälfte seines Lebens ausfüllte, im Dienste des preussischen Staates und des Reiches getan.

Von dem Tage seiner Eheschliessung an ist ihm in immer wachsender und bis zuletzt dauernder Fülle das Glück zu Teil geworden, das ihm ein hartes Geschick für die Jugendzeit versagt hatte. Er ist einsam aufgewachsen, in stillem Hause, allein mit der Mutter und Grossmutter. Und auch die wurden ihm früh genommen. Er war schon als Knabe auf sich selbst gestellt. So erzog ihn das Leben von Anfang an zu der Selbstbestimmung, die ihm in der Folge bei allem seinen Tun und Schaffen geleitet hat.

Sein äusserer Lebensgang gliedert sich in drei Abschnitte, den ersten bilden die Schul- und Studienjahre, in den zweiten fällt die akademische Lehrtätigkeit, in den dritten und grössten das Wirken am Berliner Museum und am Archäologischen Institut.

Die Unterklassen des Gymnasiums absolvierte er in Bückeberg. Von da kam er nach drei Jahren nach Hannover zurück und wurde in die Tertia des Lyzeums aufgenommen, dessen Lehrkörper durch die Mitgliedschaft namhafter Philologen in hohem Ansehen stand. Die Leitung hatte Grotefend, der Keilschriftenentzifferer, und nach ihm Ahrens, der Dialektforscher. Unter den Lehrern war Kühner, der Verfasser der grossen griechischen Grammatik. „Ahrens“, sagt Conze in unveröffentlichten Aufzeichnungen, die ich benutzen darf, „machte auf mich einen begeisternden Eindruck, wenn er Horaz und die anderen Schriftsteller der Prima traktierte“.

Zu Ostern 1851 bezog er nach einem, wie er sagt, leichten Abiturientenexamen die Universität Göttingen. Schon im ersten Semester hörte er neben den juristischen Vorlesungen Archäologie bei Wieseler, um dann nach zwei Jahren frohen Studentenlebens — er war in Göttingen dem Korps Brunsviga beigetreten — in Berlin ganz den archäologischen und namentlich philologischen und historischen Studien sich zu widmen, bei Haupt, bei Boeckh und Ranke, als „ständiger bewundernder Zuhörer von Karl Ritter“. Für die Archäologie

fand er in Eduard Gerhard den Lehrer, hörte daneben aber Waagen's Geschichte der Malerei und besuchte an der Bauakademie Stiers Vorträge über Architektur und an der Kunstakademie Du Bois-Reymonds Anatomie, so „durchaus ins Ganze der Kunstwissenschaft gerichtet“, worauf auch die Beschäftigung mit der Paläographie hinzielte, für die er schon in Göttingen ein besonderes Interesse gefasst hatte, in der Erkenntnis, dass „die Schrift in ihrer äusseren Form im Zusammenhange mit der gesamten, im Raume schaffenden Kunst steht“. Im Sommer 1855 kamen die Studien mit der Dissertation „de Psyches imaginibus quibusdam“ zum Abschluss. Nach einem noch einmal in Göttingen verbrachten Semester folgten die Wanderjahre. Er nahm den Weg nicht, wie üblich, nach Rom, sondern zunächst nach Paris, wo er in einem Kreise deutscher Künstler, dem Knaus, Henneberg, Vautier, der Kupferstecher Jacoby und die beiden Spangenberg's angehörten, zwei anregende Monate verlebte, dann nach London zum Brittischen Museum. „Das schlug bei mir durch. Die griechische Plastik stand vor mir wie eine Krone menschlicher Leistung inmitten der überwältigend grossen Sammlung, in der Naturhistorisches und Künstlerisches damals noch vereinigt waren. Jetzt hatte ich allmählich nur eine Hauptsache von alle dem, was ich bisher angerührt hatte, vor Augen. Vor der Athena des Parthenonfrieses, deren einfache Benennung mir klar aufging, habe ich feierlich erfasst gestanden. Ich gewann meinen Ruhepunkt . . . Und fest wurde der Plan, nach Griechenland . . . Es war der Trieb, die griechische Kunst, auf die ich mich nun vorzugsweise beschränkte, in ihrem vollen Umfange und wie sie aus dem Boden des Landes hervorgegangen war — Karl Ritter wirkte nach — so weit noch möglich zu Gesicht zu bekommen. In London war die Richtung meiner Lebensarbeit bestimmt festgelegt.“

Der Plan wurde sofort in die Tat umgesetzt. So ungewöhnlich unter den damaligen, gegenüber den heutigen ja wesentlich verschiedenen Verhältnissen er war, so eigenartig kühn und für die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Vorgehens bezeichnend war die speziellere Aufgabe, die Conze sich stellte. Er nahm sich vor, die Lücke in Ludwig Ross' Inselreisen auszufüllen, die thrakischen Inseln zu erforschen und Lesbos, Chios und Samos anzuschliessen. Nach einem in Athen verbrachten Winter kam das Unternehmen zur Durchführung, wenn auch nicht so vollständig, wie beabsichtigt: Chios und Samos mussten aufgegeben werden, da äussere Umstände zu vorzeitigem Abbrechen und zur Heimfahrt zwangen. Ihre weitergehende Bedeutung gewann die Reise, von deren Ertrage bald zwei stattliche mit Abbildungen nach eigenen Zeichnungen ausgestattete Berichte Kenntnis gaben, dadurch, dass sie der Ausgang für spätere ähnliche Unternehmungen umfangreicherer Art wurde.

Vorerst aber erfuhr die griechische Fahrt eine Ergänzung durch einen Studienaufenthalt in Italien, den ihm die Verleihung des Reisestipendiums beim archäologischen Institut ermöglichte. Er und Adolf Michaelis, ihm schon von der Berliner Zeit bei Gerhard her befreundet, waren die ersten Empfänger dieser 1859 neu eingerichteten Stipendien. Obwohl verlobt blieb

er anderthalb Jahre im Süden und unterbrach den Aufenthalt in Rom durch eine nochmalige Reise nach Athen und durch den Peloponnes, gemeinsam mit Michaelis. Dann nach der Rückkehr in die Heimat 1861 erfolgte die Habilitation in Göttingen und die Heirat, und sehr bald schon, im Frühling 1863, die Übersiedelung nach Halle, wo er nun auch als akademischer Lehrer die Nachfolge von Ludwig Ross antreten sollte, wie er mit der Inselreise an diesen Gelehrten angeknüpft hatte, der, einst mit dem Könige Otto nach Griechenland gekommen, der deutschen archäologischen Wissenschaft in Athen zuerst den Boden bereitet hatte. In Halle genoss er nicht zu kurz und nicht zu lange die Befriedigung, die es gewährt, in ruhigen beschränkteren Verhältnissen „sein Gebiet durchzuarbeiten und zu gestalten“. Als ihn nach sechs Jahren, 1869, ein Ruf nach Wien führte, war er der so viel grösseren Aufgabe, die ihn hier erwartete, wo es galt, an einem ersten Platze, im mächtig aufstrebenden Zentrum einer reichen alten Kultur sein Fach einzurichten und auszubauen, völlig gewachsen. Das zeigte sogleich die Antrittsrede, mit der er sich einführte. Wir werden auf sie noch zurückzukommen haben. Die Schaffung eines Bilderapparates für archäologische Übungen in der Form von Vorlegeblättern, die rasch an allen Universitäten verbreitet noch heute wie vor vierzig Jahren ihre Dienste tun und über den anfänglichen Lehrzweck hinaus durch die Zusammenstellung von Serien der Meistervasen von weittragender wissenschaftlicher Bedeutung wurden, die gemeinsam mit Otto Hirschfeld in die Wege geleitete Begründung des archäologisch-epigraphischen Seminars und durch dieses die Belebung und Organisation der einheimischen Altertumsforschung, die Inangriffnahme eines grossen Korpuswerkes, der Sammlung der griechischen Grabreliefs, als Publikation der Wiener Akademie — alles das folgte eins dem andern und wurde übertroffen durch das Ausgrabungsunternehmen auf Samothrake, das ihn in das Gebiet, dem seine erste Forschungsreise gegolten hatte, zurückführte und das er mit einer Vollständigkeit der Mittel und der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Gang setzte, wie sie bis dahin für solche Arbeiten nicht angewendet worden war. Als die Expedition 1872 zum ersten Male hinauszog, war gleichzeitig Schliemann in Troja am Werke: Schatzgräberei hier und wissenschaftliche Ausgrabung dort. Olympia war damals noch nicht im Gange. So leitete Samothrake die Entwicklung ein, in der die Archäologie in den letzten vier Jahrzehnten in immer grössere Weiten sich gedehnt hat.

„In welchen Reichtum der Aufgaben“, sagt Conze, „fand ich mich in Wien versetzt. Ich schwamm in ein Meer aus dem hallischen kleinen Gewässer“. Wer selbst das Glück gehabt hat, eine zeitlang in Österreich als Universitätslehrer zu wirken, vermag die Freude, mit der Conze immer auf jene Jahre zurückgeblickt hat, die herzliche Zuneigung, in der er dauernd sich mit Wien und Österreich verbunden fühlte und die von der anderen Seite mit treuester, bis zuletzt bewahrter Anhänglichkeit erwidert wurde, zu würdigen.

Aber die Liebe zur Heimat trieb ihn doch nach Deutschland zurück. Die Lostrennung wurde ihm erleichtert dadurch, dass er sich in Wien durch



Benndorf, der schon an der zweiten Samothrakeexpedition teilgenommen hatte, ersetzt wusste. Er stand im Alter von 46 Jahren, als er 1877 dem Rufe an das Berliner Museum folgte und damit für immer dem Wirken als akademischer Lehrer sich entzog, um von nun an in eine Verwaltungstätigkeit überzugehen. In dieser ist er, bis er 1905 in den Ruhestand sich zurückzog, 28 Jahre verblieben, wovon der letztere grössere Teil, fast zwei Drittel, dem archäologischen Institute gewidmet war.

Dieser Wechsel der Stellung hat auf seine wissenschaftliche Tätigkeit in Berlin keinen wesentlichen Einfluss ausgeübt. Das grosse Werk von Pergamon, am Museum begonnen, hat er am Institute fortgeführt, daneben herging die ganze Zeit hindurch die Fortführung des Korpus der Grabreliefs, dessen Herausgabe mit der Zeit von der Wiener Akademie an das Institut übergang, und eine diese Hauptarbeiten begleitende schriftstellerische Tätigkeit, deren Ertrag grossenteils in den Berichten der Berliner Akademie niedergelegt ist. Über allem steht Pergamon als die sein Lebenswerk krönende Leistung. Er hat das Hauptverdienst daran gern auf Humann übertragen wollen. Beide haben ihren gleichen gemeinsamen Anteil an der Gewinnung dieser Schätze, Humann war der eigentliche Entdecker und ihm vornehmlich wird es verdankt, dass ihr Besitz dem Berliner Museum gesichert wurde. Conze war es, der ihre Hebung und, was mehr bedeutet, die wissenschaftliche Erforschung der Stätte bewirkte.

Er hatte bei seinem Amtsantritte die Antikenabteilung als eine Sammlung mittleren Ranges und in wenig geordnetem Zustande übernommen. Er hinterliess sie wohlgeordnet und katalogisiert als eine Sammlung ersten Ranges. In dem Bildwerk des gewaltigen Altars von Pergamon war ihr ein Ensemble griechischer Skulptur zugeführt, das eine grosse Kunstepoche, die der hellenistischen Zeit, in einem an Umfang und Bedeutung den Parthenon-Skulpturen vergleichbaren Monumentalwerk kennen lehrte und dem Verständnis erst wirklich aufschloss. Daneben war die Sammlung durch andere Erwerbungen vermehrt worden, unter denen namentlich die der Saburoffschen Skulpturen ihr eine wertvolle Bereicherung durch originale griechische, vorzugsweise attische Werke des fünften und vierten Jahrhunderts gebracht hatte.

Als 1885 ein Machtspruch Bismarcks an der Zweiganstalt des archäologischen Institutes in Rom den aus alter Tradition festgehaltenen Gebrauch der italienischen Sprache als alleiniger Vortragssprache beseitigte und durch die in Verbindung damit eingetretenen Veränderungen und das Anwachsen des Betriebes überhaupt die Notwendigkeit sich ergab, um den Organismus der Anstalt straffer zu gliedern, die Stelle des Generalsekretärs zu einer etatsmässigen auszugestalten, liess sich Conze 1887 bewegen, diese Stelle zu übernehmen. Er konnte sie nur ausfüllen, indem er die an der römischen Anstalt vorgenommene, übrigens von ihm selbst gebilligte Veränderung vertrat. Das hat ihm viel Gegnerschaft zugezogen, die nicht bei allen, wie bei Mommsen, in den sachlichen Grenzen blieb. Dadurch ist ihm die Durchführung dessen, was er im Verlaufe der Jahre zur Hebung und zum grösseren wissenschaftlichen Ausbau

des Instituts getan hat, erschwert worden. Aber er war nicht der Mann, unberechtigtem Widerstande nachzugeben, und wenn er bei allem Bemühen nicht zu verhindern vermochte, dass das Institut in Rom Einbusse erlitt, so konnte ihn dafür das Aufblühen der athenischen Zweiganstalt entschädigen, die in diesen Jahren unter Dörpfelds Führung ihre reichste Tätigkeit entfaltete und zu höchstem Ansehen gelangte. Die wichtigste Erweiterung, die ganz eigentlich sein persönliches, unter schweren Kämpfen durchgesetztes Werk war, mit dem er an schon in Österreich Begonnenes anknüpfen konnte, erfuhr das Institut dadurch, dass es ihm gelang, der Reichsanstalt die aktive und leitende Beteiligung an der im Zusammenhang mit dem Mommsenschen Limesunternehmen aufstrebenden römisch-germanischen Forschung zu sichern; 1899 trat, nun als neue Zweiganstalt neben den älteren in Rom und Athen, die römisch-germanische Kommission mit dem Sitz eines Direktors in Frankfurt a. M. ins Leben. Sie führte sich mit der Ausgrabung in Haltern auf das glücklichste ein und widerlegte hier gleich bei ihrem ersten tätigen Auftreten die von gewisser Seite erhobene sonderbare Behauptung, das Institut würde die Beziehungen zu den Lokalforschern nur nachteilig stören. Das Gegenteil trat ein. Und so kann man ja wohl auch von den Beziehungen sagen, in die das Institut mit der in unserem Vereine vertretenen rheinischen Altertumsforschung getreten ist.

Auch noch nach einer anderen Richtung, auf die Schule hin, suchte Conze den Wirkungskreis des Instituts auszudehnen. Früher, im Jahre 1850 auf der Philologenversammlung in Berlin, hatte Eduard Gerhard schon einmal an die Lehrer der Gymnasien ein Wort von dem Werte der antiken Kunstwelt für die Schulbildung gesprochen. Die Anregung war ohne Wirkung geblieben. Conze hatte von seiner Lehrtätigkeit in Halle und Wien her manche Schüler, die ins Gymnasialamt übergegangen waren und, was sie an archäologischer Ausbildung von ihm empfangen hatten, zum Nutzen des Unterrichts anwendeten. Aber die Anwendung war ihnen auf die Dauer erschwert durch den Mangel an Anschauungsmitteln und an Gelegenheit, die von der Universität mitgebrachten Kenntnisse und Eindrücke durch eigene Anschauung und durch Infühlung bleiben mit den Fortschritten der Forschung frisch zu erhalten und zu erweitern; diesem Mangel abzuhelfen, musste besonders geboten erscheinen in einer Zeit, in der in immer wachsender Menge neue Schätze der Kunst, neue Denkmäler des Lebens des Altertums aus dem Boden stiegen. Je mehr Conze selbst zur Erschliessung der Quellen, die unsere Kenntnis vom Altertum bereichern, beigetragen hatte, um so mehr fühlte er die Pflicht, die Bereicherung auch ins Weitere zugänglich und wirksam zu machen und dazu erschien ihm das Institut die geeignete Stelle. Schon sehr bald, nachdem er an dessen Spitze getreten war, leitete er das Erforderliche ein. In einem Vortrage auf der Görlitzer Philologenversammlung 1889 nahm er Gerhards einst vergeblich gesprochenes Wort auf und bot seine Hand. Diesmal wurde sie nicht zurückgewiesen. Seitdem bestehen die archäologischen Ferienkurse, die alljährlich zu Ostern in Berlin, zu Pfingsten

in Bonn und Trier stattfinden, und deren wir in diesem Jahre den fünfundzwanzigsten haben abhalten können.

Sehen wir auf den langen Weg dieses wissenschaftlichen Lebens zurück, so drängt sich unserem Blick zunächst die Fülle des Mannigfaltigen auf. Doch wir finden bald die das Einzelne verbindenden Fäden. Denn es ist ein Ganzes von seltener Geschlossenheit und dieses Ganze in seiner festen Fügung von ebenso stark ausgeprägter Eigenart.

In den Jahren, als Conze in Berlin studierte, waren Welcker, Gerhard und Otto Jahn die führenden Vertreter der Archäologie. Kekule, der sechs Jahre später als Student nach Berlin kam, sagt in einer Gedächtnisrede auf Gerhard aus seinen Erinnerungen an jene Zeit: „Von Welckers Genialität hatten wir nur eine geringe Ahnung und wussten uns nur in wenigen seiner archäologischen Aufsätze zurecht zu finden. Otto Jahns Vorbild und Beispiel war entscheidend. Gerhard verehrten und bewunderten wir persönlich. Wir wussten, dass seine vielen grossen Vasenpublikationen das Material auf den Tisch gebracht hatten, von dem alle lebten. Aber an seinen Erklärungen und Ausdeutungen nahmen wir oft Anstoss, und noch mehr an den dahinter liegenden theologisch-mythologischen Systemen und an seiner Anrufung der Mysterien, gegen die uns gerade eben Otto Jahn einen heilsamen Schreck beigebracht hatte.“ Conze bemerkt von Gerhards Vorlesungen, dass sie ihn etwas enttäuscht hätten. Aber Gerhards Persönlichkeit, sein organisatorisches Schaffen, das das archäologische Institut in Rom ins Leben gerufen hatte, und der grosse Zug seiner publizistischen Tätigkeit, die dem Ziele einer möglichst vollständigen Aufnahme und Nutzbarmachung des erhaltenen Vorrates an Denkmälern zustrebte, übte auf ihn ihre Wirkung. Seine Doktordissertation war Gerhard gewidmet und noch einmal zehn Jahre danach begrüsst er den alten Lehrer zur Feier des fünfzigsten Doktorjubiläums mit einer Festschrift über die Athenastatue des Phidias im Parthenon. Im grösseren Zusammenhange führte ihn seine spätere Tätigkeit auf von Gerhard vorbereitete Bahnen zurück mit der Sammlung der griechischen Grabreliefs und als er die Leitung des Institutes übernahm. Indessen könnte man Conze nicht als Schüler Gerhards bezeichnen, etwa in dem Sinne, wie, um ein besonders hervortretendes Beispiel zu wählen, Michaelis dem Vorbilde und der Richtung Otto Jahns gefolgt ist. Er hat überhaupt von Archäologen keine Richtung gebende Einflüsse erfahren. Auch von Brunn nicht, dessen Art und Anschauungsweise er als Stipendiat in Rom kennen lernte. Conze bekennt dankbar die Förderung, die er von Brunns eindringender Interpretation und Stilanalyse der Kunstwerke erfahren habe. Erkennbar ist ein Einfluss von dieser Seite aber vielleicht nur in der Wahl bestimmter Aufgaben in den folgenden Jahren, insbesondere in der 1869 erschienenen Schrift „Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik“. Es ist das einzige Mal gewesen, dass er mit einem grösseren Versuche hervorgetreten ist, Nachbildungen von aus Schriftstellerzeugnissen bekannten Werken griechischer Bildhauer in erhaltenen Statuen nachzuweisen. Was er damit gegeben

hatte, hat ihn selbst auf die Dauer nicht befriedigt, wenigstens liess er sich später nicht gern an diese Arbeit erinnern. Und er ist auf Versuche der Art nicht zurückgekommen, wenn er auch die Notwendigkeit, ihnen nachzugehen, natürlich ebenso anerkannte, wie er freilich das ausschweifende Vorgehen, das eine Zeitlang gerade auf diesem Gebiete ein gesundes und ruhiges Vorwärtskommen gefährdete, missbilligte.

In demselben Jahre, in dem er jene „Beiträge“ veröffentlichte, erschien im Druck der Vortrag „Über die Bedeutung der klassischen Archäologie“, mit dem er sich in Wien in dem neuen Wirkungskreise einführte. Hier gab er seine eigene Art ganz zu erkennen. Gezeigt hatte er sie auch früher, schon von Anfang an. Bezeichnend ist eine kleine Geschichte, die er von seiner Promotion erzählt. „Als ich Boeckh dazu meinen Besuch machte und ihm meinen Studiengang mit dem Ausdrucke vortrug, das sei mein Standpunkt, sagte er mit seiner unvergesslichen Ironie: Nun ja, ein jeder hat seinen Standpunkt.“ Er war nicht, wie die meisten anderen, von der Philologie her zu der Archäologie gekommen. Wohl hatte er in Berlin vorwiegend philologische Studien getrieben, und dass „das sprachphilologische Studium der beständige Begleiter und schon der Vorläufer der speziell archäologischen sein müsse“, hebt er in dem Wiener Vortrag mit allem Nachdruck hervor. Aber was er von Hause aus mitbrachte und was den eigentlichen Untergrund seines Schaffens bildete, war doch etwas anderes. Er war im Anschauen aufgewachsen, und es war zunächst die Form, die er zu verstehen suchte. Daher zogen ihn die Vorlesungen Ritters an, die ihn lehrten, alle Umgestaltung, die der Mensch mit der von ihm bewohnten Örtlichkeit vornimmt, als Kunst und die Form und Lage des Landes, Gestaltung und Natur des Bodens als für die Ausübung dieser Kunst entscheidend mitwirkende Faktoren, nämlich als „das seine Vorschriften, wie auch sonst in der Kunst, in zwingendster Weise geltend machende Material“ zu betrachten. Daher auch seine Neigung zu paläographischen Studien, deren Frucht er in der einen der fünf seiner Doktordissertation angefügten Thesen niederlegte unter der Fassung „*Scripturae cognitio pars est artis fingendi historiae*“. Womit im Grunde auch die fünfte dieser Thesen zusammenhängt, die lautet, dass die im Ornament der romanischen Architektur gebrauchten Tierfiguren zumeist keine symbolische Bedeutung haben. Schon aus diesen Thesen wird der Standpunkt, den Conze von Anfang an eingenommen und in der Folge festgehalten hat, ersichtlich. In der Wiener Antrittsrede ist er im Zusammenhange dargelegt. Der Vortrag ist hervorgegangen aus dem Bedürfnis, das Conze fühlte, von seinem Standpunkt aus die Aufgaben der Archäologie und ihre Stellung innerhalb der Gesamtheit der Geisteswissenschaften zu präzisieren. Er geht aus von dem Satze, dass die Kunst den Hauptgegenstand, das eigentliche Zentrum der wissenschaftlichen Beschäftigung der Archäologie bildet, die Kunst in dem weitgefassten Sinne verstanden, in dem alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken in ihr Gebiet gehören, nicht nur der Tempel, sondern schon der einfach behauene Stein, daher auch die Inschriften, soweit es sich um die Form der Buchstaben handelt,

die Münzen, auch die Topographie, insofern die von Menschenhand geschaffene Gestaltung der Örtlichkeit in Betracht kommt. Der Form nach gehört alles das in die Archäologie, aber nicht dem Inhalt nach, wenn wir dieser Wissenschaft überhaupt ein klar gesondertes Gebiet vindizieren wollen. Nun hängt aber Inhalt und Form untrennbar zusammen. Aus diesem Zusammenhange ergibt sich in der Praxis für den Archäologen die Notwendigkeit der Betätigung auf anderem und zwar speziell auf philologischem Gebiete. So rücken faktisch Fächer in den Arbeitskreis des Archäologen hinein, ohne dem Begriffe nach zur Archäologie zu gehören. Indem nun die Archäologie ein Teil der allgemeinen Kunstwissenschaft, andererseits aber durch die Natur ihrer Aufgaben mit der Philologie auf das engste verbunden ist, der beständigen Stütze der Philologie nicht entraten kann, ergibt sich für ihre Stellung im wissenschaftlichen Organismus eine Art Doppelverhältnis, für das Conze die Formulierung gefunden hat, dass ihr Gebiet da liege, wo von den Längendurchschnitten durch die Geisteswissenschaften, von denen einer z. B. die Sprachwissenschaft, ein anderer die Kunstwissenschaft ist, und von den Querschnitten, als welche die klassische Philologie, die deutsche, die romanische Philologie u. s. w. zu bezeichnen seien, der Längendurchschnitt der Kunstwissenschaft und der Querschnitt der klassischen Philologie sich kreuzen.

Welcher hatte die Archäologie mit ähnlich zu Grunde liegender Scheidung von Form und Inhalt als Geschichte und Auslegung der alten Kunst umschrieben. Conze kam es darauf an, den Begriff und Umfang der Kunst genauer festzustellen. Diese Bestimmung war angesichts der Verschwommenheit, wie sie in der Darstellung und namentlich in der Behandlung der Kunstwerke vielfach Platz gegriffen hatte, nötig, für ihn selbst bedeutete sie ein Programm und durch die Aufstellung dieses Programms kam es zum Ausdruck, dass in der Archäologie eine neue Epoche angebrochen war. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr die Forschung vorzugsweise der Formenuntersuchung sich zuwendete, zur Ermittlung der Geschichte der Formen und der Stile überging. Die Darstellung der Geschichte der künstlerischen Stile nennt Conze die edelste und eigentliche Endaufgabe der Archäologie. Wir nähern uns ihrer Lösung in dem Masse, in dem wir der Erkenntnis der Formen Herr werden.

Auf kaum einem anderen Gebiete ist der in dieser Beziehung erreichte Fortschritt so auffällig und unmittelbar gewesen, wie auf dem der Vasenkunde. So lange man bei den Vasen über dem Inhaltlichen und Gegenständlichen Form und Dekoration unbeachtet liess, blieb es unbekannt, welche Menge zeitlich und örtlich verschiedenartiger Gattungen in der Masse des vorhandenen Bestandes dieser Denkmälerklasse enthalten ist. Erst auf Grund aller der Gattungen aber lässt sich ihre Entwicklungsgeschichte aufbauen. Die wenigen grossen Gattungen, die aus aufgemalten Inschriften bestimmbar waren, hatte man festgestellt. Darüber hinaus fehlte es an den Kriterien der Unterscheidung, so lange man die Form nicht als solche und bis in die kleinen Züge der Ornamentik hinein zum Gegenstand der Untersuchung machte. So hatte es eine bahnbrechende Wirkung, als Conze 1870 und 1872 mit zwei in den Sitzungsberichten der

Wiener Akademie veröffentlichten Aufsätzen hervortrat, in denen eine neue Vasengattung nun ausschliesslich auf Grund von Formenuntersuchung, — ausschliesslich, weil es bei diesen Vasen scheinbar überhaupt so gut wie gar nichts Inhaltliches gab, weshalb sie auch unbeachtet geblieben waren — nachgewiesen und dieser Nachweis zum Ausgangspunkt weittragender kulturgeschichtlicher Kombinationen gemacht wurde. Diese Conzseschen Aufsätze über die geometrischen Vasen haben tatsächlich die Erforschung der Geschichte der Vasenmalerei, mit der viel anderes zusammenhängt, im Grunde erst in rechten Fluss gebracht. Sie wurden von um so grösserer Bedeutung, als sie zugleich zum ersten Male der Forschung den Weg über die Grenzen der historisch überlieferten Zeiten hinaus eröffneten, an denen man bis dahin Halt gemacht hatte. Schliemanns Ausgrabungen, die eine volle Kunde der griechischen Vorzeit bringen sollten, waren damals noch nicht im Gange. Heute ist die Prähistorie zu einem grossen eigenen Gebiete ausgebaut, auf dem namentlich auch durch das Einbeziehen der ethnologischen Forschung die Probleme reicher und schwieriger geworden sind. Inwiefern dadurch die geschichtliche Bestimmung der geometrischen Vasen eine andere geworden, die Erklärung aber ihrer primitiven oder, wie wir nun richtiger sagen, primitiv stehen gebliebenen Dekorationsformen ihre Geltung behalten hat, hat Conze in einem Aufsätze in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1897 dargelegt, der in der langen Reihe seiner kleineren Einzelschriften vielleicht an höchster Stelle steht.

Nach aussen ist Conze am stärksten durch die Tätigkeit hervorgetreten, die er einmal mit etwas weit getriebener Betonung nur ihres einen Zweckes und in dem Sinne, wie er selbst sie ausgeübt hat, nicht einmal ihres Hauptzweckes „die grobe Arbeit des Herbeischaffens neuen Materials“ genannt hat. Auch hier sehen wir die durch die ganze Schaffenszeit von Anfang bis zu Ende grade durchlaufende Linie. Die Inselreise, Samothrake, Pergamon sind die grossen Punkte auf dieser Linie. Der Anregung und Anleitung, die ihm Ritters Vorlesungen zu diesem Vorgehen gegeben haben, hat er immer dankbar gedacht. Danach wirkte, wie denn überhaupt das Beispiel der Engländer, die schon früh hierin vorangegangen waren, insbesondere Charles Newton. Als Conze Stipendiat in Rom war, hörte er im Institut den Vortrag, in dem Newton über seine Ausgrabung des Mausoleums von Halikarnass, von wo er gerade eben herkam, berichtete. Das machte Eindruck auf ihn. Was daran neu war, war die über das blosses Herausholen von Fundstücken hinaus so weit erreichbar versuchte Aufklärung des Ausgrabungsplatzes mit Beihilfe technisch geschulter Kräfte. Als sich ihm in Wien Gelegenheit bot, Ähnliches ins Werk zu setzen, ging er nach Newtons Art vor, steckte das Ziel aber gleich weiter und stellte mit der Ausgrabung auf Samothrake dadurch, dass er die Untersuchung der im Boden ruhenden geschichtlichen Überlieferung in ihrem ganzen Umfange zur Hauptaufgabe machte, das erste Beispiel einer im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen Grabung auf. Der hier an einem räumlich immerhin beschränkten Objekte durchgeführten Leistung folgte in Pergamon eine Unternehmung in grösserem Stile. Natürlich konnte er sich nicht an

einem Heben der Kunstschatze des Gigantenaltars genügen lassen. Nachdem das mit Humanns untrüglichem Finderglück gelungen war, begann die schwierige schrittweise „Untersuchung mit gründlicher Aufdeckung von Bau zu Bau, immer mehr ins Ganze der alten Königszeit gerichtet“, ging im Laufe der Jahre die Arbeit auf die Anlagen der unteren Teile des Burgberges über, wo sie jetzt noch im Gange ist, und dehnte sich über die Grenzen der Stadt auf die historische, topographische und geographische Erforschung der ganzen umgebenden Landschaft aus. So erstand aus der Zusammenfassung aller bis zu den unscheinbaren Topfscherben herab gesammelter Zeugnisse, die der Boden aus seiner Tiefe wiedergab und die er in seiner durch die Jahrhunderte veränderten Formation darbietet, das geschichtliche Bild des Platzes in der Vollständigkeit wieder, wie es uns jetzt der erste Band des Publikationswerkes der „Altertümer von Pergamon“ vor Augen stellt, mit dessen Herausgabe vor zwei Jahren Conze seine Lebensarbeit als in sich vollendet empfinden und als abgeschlossen betrachten konnte. Was ihm in immer höherer Steigerung der Aufgaben als Endziel der — wie er es genannt hat — ‚grossen Archäologie‘ vorschwebte, „ganze Städte und Landschaften als grosse geschichtlich lebende Wesen in ihren Resten aufzudecken und zu verstehen“, ist von ihm selbst im Verein mit seinen Mitarbeitern in Pergamon erreicht worden. Er hat es aber auch erlebt, zu sehen, dass der von ihm gewiesene Kurs allgemein eingeschlagen, die in Pergamon geleistete Arbeit für die Ausführung anderer Unternehmungen ähnlicher Art, wie Priene, Milet, Thera, Ephesos, vorbildlich geworden ist. Für sich hat er jedes Verdienst abgelehnt. Er erkannte es als eine verpflichtende Gabe, dass es ihm beschieden war, zu seinem Teile mitzuwirken am Fortschreiten der Wissenschaft.

In der Sitzung am Winckelmannstage, den 9. Dezember 1914 sprach Prof. Fr. Winter über „Die deutsche Archäologie seit 1870 in ihrer Beziehung zum Auslande.“

Es war am 30. Juli, als wir uns zum letzten Male zu einer Sitzung des Altertumsvereins vereinigten, zu einer Gedächtnisfeier, die einem verstorbenen Ehrenmitgliede unseres Vereins, Alexander Conze, galt. Über jener Sitzung lagerte schon die Schwüle der Erwartung des gewaltigen Sturms, der über Deutschland heraufzog. Er kam in den nächsten Tagen danach zum Ausbruch. Seitdem stehen wir im Kriege. So gross die Leistung ist, die von unserem Heere gefordert und vollbracht wird, so schwer sind die Opfer. Wir tragen persönlich alle daran. Bewegt sehen wir die Reihen unserer Berufsgenossen sich lichten. Auch der Verein der Altertumsfreunde ist durch den Verlust eines Mitgliebes schmerzlich getroffen. Der Professor der Geschichte Max Leberecht Strack ist als Oberleutnant der Landwehr auf dem westlichen Kriegsschauplatze gefallen. Er hat in den Jahren, in denen er vor seiner Berufung nach Kiel in Bonn als Privatdozent tätig war, an den Arbeiten des Vereins teilgenommen und längere Zeit seinem Vorstande angehört. Furchtlos und treu, wie er im wissenschaftlichen Leben gestanden hat, ist er im Sturm

gegen den Feind in den Tod gegangen. Wir bewahren ihm eine dankbare herzliche Erinnerung und halten sein Andenken in Ehren.

Die gewohnte Vereinstätigkeit nehmen wir mit der heutigen Sitzung wieder auf. So geringfügig das, was wir damit betreiben, augenblicklich erscheinen kann, so weit es abliegt von dem, was gegenwärtig alle unsere Gedanken einnimmt und ganz auf die eine ungeheure Aufgabe gerichtet hält, die unserem Volk gestellt ist, es ist ein Teil in dem grossen Ganzen der sonst geübten Friedensarbeit, und dass im Inneren diese Friedensarbeit soweit irgend möglich aufrecht erhalten und fortgeführt werde, dazu nach Kräften beizutragen, ist die Pflicht aller, die im Lande haben zurückbleiben müssen. Dieser Weltkrieg führt uns in eine neue Zeit hinüber. Wir müssen darauf bedacht sein, dass wir das Bestehende ungeschmälert mit hinübernehmen und die Kontinuität auch im kleinen und kleinsten ununterbrochen festhalten. Möge auch unserem Altertumsverein, der keins seiner Mitglieder entbehren kann, sein voller Bestand erhalten bleiben, damit er beim Eintritt in die neue Epoche den Aufgaben, die diese mit der zuversichtlich zu erhoffenden Steigerung aller deutschen Kulturarbeit bringen wird, voll gewachsen sei.

Der Krieg, der uns aufgedrungen worden ist, wird nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Mittel der Verleumdung gegen uns geführt, und an diesem Verleumdungskriege sehen wir auch neutrale Staaten sich beteiligen. Man hat sich nicht gescheut, die Verleumdung auch auf das wissenschaftliche Gebiet hinüberzutragen. Die Folgen, die das auf die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse haben wird, müssen uns mit Sorge erfüllen. Dass Rechtfertigungsversuche — ein Gelingen der Aufklärung setzt ja immer guten Willen auf der Gegenseite voraus — nichts helfen, weiss jeder, der im persönlichen Leben jemals mit Verleumdung zu tun gehabt hat. Nur die Tat hat Aussicht auf Erfolg, nur durch Arbeit ist den Folgen wirksam zu begegnen. Diese Arbeit steht uns für die Zukunft bevor. Sie, wenn der Moment gekommen ist, aufzunehmen, dazu müssen wir uns in der jetzigen Übergangszeit vorbereiten. Der gegenwärtige Zeitpunkt, indem er sich als tiefer Einschnitt in unserem gesamten Leben markiert, mag geeignet erscheinen, uns das nächst Vergangene in einem Rückblick zu vergegenwärtigen.

Eine solche rückblickende Betrachtung für die in Deutschland gepflegte sogenannte klassische Archäologie heute anzustellen, legen auch deren innere Entwicklungsverhältnisse nahe. Denn in der deutschen Archäologie hat sich gerade jetzt eine Epoche vollendet, deren Abschluss sich durch den während der letzten Jahre in kurzen Abständen hintereinander eingetretenen Verlust ihrer bisherigen Hauptvertreter kennzeichnet. Als einer der letzten aus ihrer Reihe und als der den Jahren nach älteste ist Conze von uns gegangen. In dem ihm hier gewidmeten Gedenkwort konnte gesagt werden, dass sein Tod die vor uns liegende letzte Entwicklung der Archäologie uns als einen schon geschichtlich gewordenen Abschnitt empfinden lasse.

Wenn wir nun weiter zurückblicken auf den Anfang dieser Epoche, der mit der ersten Richtung bestimmenden Wirksamkeit ihrer Hauptvertreter ge-



geben ist, so finden wir, dass dieser wieder mit einem durch einen grossen Krieg gebildeten äusseren Einschnitt zusammenfällt. Das Jahr 1870 bezeichnet in der deutschen Archäologie den Übergang von einer Entwickelungsepoche in eine andere und merkwürdig ähnlich auch in den begleitenden Umständen, wie heute, stellt sich der damalige Wechsel dar: auch den Abschluss der damals vorausgehenden Epoche finden wir durch den kurz vorher erfolgten Tod ihrer Hauptvertreter gekennzeichnet. Im Jahre 1867 war Eduard Gerhard, 1868 Friedrich Welcker, 1869 Otto Jahn gestorben. In ihnen hatte eine in engster Verbindung mit der Philologie, vorwiegend mit dem Inhalt beschäftigte, auf die — wie Welcker es nannte — Auslegung der Denkmäler gerichtete archäologische Forschung ihre grossen Führer gehabt. Nach ihnen, unter ihren Nachfolgern, von denen neben dem etwas älteren Brunn die jüngst verstorbenen Benndorf, Michaelis, Kekule, Conze um 1870 begonnen hatten in anerkannter Geltung hervorzutreten, wurde die auf die Form gerichtete kunstgeschichtliche Behandlung vorherrschend.

Diese Wandelung ist als innerer Entwicklungsvorgang nicht durch von aussen wirkende Umstände bedingt und hervorgerufen worden. Aber sie steht mit dem durch den Krieg von 1870 herbeigeführten allgemeinen Umschwung in deutlich erkennbarem Zusammenhang. Die deutsche Archäologie hat in der Zeit nach 1870 ihre Aufgaben über die bis dahin eingehaltenen Grenzen hinaus erweitern können. Das ist möglich geworden durch die in Folge des Krieges gewonnene politische Stellung Deutschlands. Indem wir der Veränderung der Beziehungen der deutschen Archäologie zum Ausland nachgehen, werden wir des unmittelbaren Einflusses, den die Ergebnisse des Krieges auf ihre Entwickelung gehabt haben, gewahr und erkennen wir, dass in ihrer Geschichte das Kriegsjahr einen entscheidenden Einschnitt bildet, ihre letzte grosse Epoche bestimmt abgegrenzt zwischen den beiden Kriegsjahren, dem von 1870 und dem gegenwärtigen liegt. Wir haben dabei nicht so sehr die allgemein internationalen, als vielmehr die Beziehungen zu denjenigen Teilen des Auslandes im Auge, in denen die Archäologie ihr Hauptarbeitsgebiet findet.

Die Archäologie verehrt in Winckelmann ihren Begründer. Winckelmann war in Rom heimisch geworden, er hat den grossen Bau seiner Geschichte der alten Kunst mit den Denkmälern der römischen Sammlungen aufgeführt. Von ihm ausgehend, hat die deutsche Archäologie die von ihm überkommene Tradition weitergeführt, indem sie an Rom als dem Mittelpunkte ihrer Forschung festhielt. Diese Tradition wurde gefestigt durch die von Eduard Gerhard ins Werk gesetzte Schöpfung des archäologischen Instituts in Rom im Jahre 1829. Von einer Vereinigung deutscher, italienischer, französischer, englischer Gelehrter begründet, hat die Anstalt als internationales Unternehmen, wie sie unter Gerhards ausdrücklicher Betonung ihres „europäischen Charakters“ ins Leben trat, nicht lange Dauer gehabt, um sich, sehr bald unter preussisches Protektorat gestellt, desto lebenskräftiger als deutsche Anstalt zu erhalten und zu entwickeln, aber, in einer Form, die den nationalen Charakter nach

aussen in keiner Weise hervortreten liess. Er kam nicht einmal im Namen „*istituto di corrispondenza archeologico*“ zum Ausdruck, und in den Sitzungen und den Schriften und Publikationen des Instituts blieb neben der italienischen und gegebenenfalls der französischen Sprache die deutsche gradezu ausgeschlossen. In diesem Verhalten, in dem auch ein Stück Winckelmann'scher Tradition fortlebte, spiegelt sich etwas von der politischen Schwäche des damals ungeeinigten Deutschlands, es war aber sachlich nicht unbegründet und hatte für die Anstalt zur Folge, dass es ihr gelang, die für die Erreichung ihrer Ziele und Aufgaben notwendige Mitarbeit der italienischen Gelehrten und Antiquare in weitestem Umfang zu gewinnen, sich im Lande selbst alle Quellen zu erschliessen, alles Arbeitsmaterial zugänglich zu machen und sich die dominierende Geltung einer Zentralstelle der archäologischen Forschung zu schaffen, an der in der Folge auch die in Griechenland seit der Thronbesteigung des Königs Otto sich regende Forschungsarbeit deutscher Gelehrter ihren gegebenen Anschluss fand und die in der angenommenen Form geeignet war, den internationalen wissenschaftlichen Beziehungen, hatten sie sich auch nicht nach der ursprünglichen Absicht in ihr zusammenfassen lassen, doch einen Stützpunkt zu bieten. Als der Engländer Ch. Newton 1859 von der Ausgrabung des Mausoleums in Halikarnass zurückkehrte, hat er den Weg über Rom gewählt und in einer solennen Sitzung des Instituts erste öffentliche Nachricht über die Ergebnisse seiner Expedition gegeben.

Die Beziehungen der deutschen Archäologie zum Ausland liefen jener Zeit gewissermassen im Institut in Rom zusammen. Selbst in die ägyptologische Forschung ist die deutsche Wissenschaft mit ihrem ersten grossen Vertreter, Richard Lepsius, auf dem Wege über Rom eingetreten. Für die ganze Entwicklung der deutschen Altertumswissenschaft aber ist diese Orientierung um so bedeutungsvoller geworden, als das Institut seine anfängliche Aufgabe einer Sammelstelle für den archäologischen Nachrichtendienst und eines Hauptplatzes der Forschungsarbeit mit der Zeit nach der Richtung einer Art von höherer Lehranstalt hin erweiterte, die den jüngeren Archäologen und Philologen Gelegenheit bot, ihre auf den Universitäten gewonnene wissenschaftliche Ausbildung zu ergänzen und zu vervollständigen. Namentlich seit Ende der fünfziger Jahre, als Henzen und Brunn sich in der Leitung der Anstalt vereinigten, ist von ihr ein weitreichendes nachhaltiges Wirken nach dieser Seite hin ausgegangen, an dem noch die Führer der letztvergangenen Epoche der Archäologie einen vollen Anteil gehabt haben.

Bis 1870 hat die deutsche Archäologie den Hauptboden ihrer Tätigkeit in Italien gehabt. So unbestritten sie in der wissenschaftlichen Forschung die Führung hatte, so sehr war sie in der Ausdehnung der Arbeit auf die Erkundung der anderen klassischen Länder durch grössere Reise- und Ausgrabungsunternehmungen zurückgeblieben. Darin hatten England und Frankreich den Vorrang. England war schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die von der Gesellschaft der Dilettanti wenn auch mehr aus künstlerischem als aus wissenschaftlichem Interesse unternommenen Expeditionen

nach Athen, Kleinasien, nach Palmyra und Baalbek mit Arbeiten zur Erschliessung der griechischen Denkmälerwelt vorangegangen und hatte diesen ersten Unternehmungen im neunzehnten Jahrhundert andere durch bleibende Ergebnisse gleich bedeutende folgen lassen, die von der Untersuchung und Aufnahme der über dem Boden erhaltenen Ruinen zur Ausgrabung fortgeschritten und über Griechenland und Kleinasien hinaus mit Layards Arbeiten in Nimrud und Kujundschiik auch in den Orient vorgedrungen waren. Die von Frankreich ausgehenden Untersuchungen waren 1799 durch den ägyptischen Kriegszug eröffnet worden, den Napoleon, indem er sich nach dem Vorbilde Alexanders des Grossen von einem Gefolge von Gelehrten und Künstlern begleiten liess, zu einer Forschungsexpedition ausgestaltete, und hatten neben Griechenland, wo die *Expédition de la Morée* 1829 u. a. einen ersten, freilich bald wieder aufgegebenen Versuch einer Aufdeckung von Olympia in Szene gesetzt hatte, namentlich Kleinasien zum Ziele gehabt, durch de Vogué's Reisen 1861 auch eine erste Erkundung der Ruinenplätze Arabiens gebracht.

Alledem hatte die deutsche Archäologie bis 1870 nichts ähnliches an die Seite zu stellen gehabt. Was in dieser Art unternommen worden war, blieb auf die Privatleistung Einzelner und auch da, wo es die Unterstützung durch staatliche Mittel fand, auf eng begrenzte Aufgaben beschränkt. Wir gedenken der griechischen Reisen von Welcker, K. O. Müller und anderen, der unermüdlchen Forschungstätigkeit, die Ludwig Ross in Athen und auf den griechischen Inseln entfaltete, der auch auf Kleinasien ausgedehnten Arbeiten von Ernst Curtius und seiner Genossen, bringen uns in Erinnerung, wie im Laufe der Zeit Griechenland immer mehr auch für die jüngeren Archäologen Reiseziel und Ausbildungsplatz wurde und der preussische Staat 1860 durch Einrichtung von Reisestipendien nach dieser Richtung fördernd einzutreten sich bewogen fand. Viel Wichtiges und Wertvolles an Untersuchung, Erkundung, Wiedergewinnung unbekannter Denkmäler ist aus diesen Arbeiten, die gelegentlich wohl auch zur Grabung vorsehrritten, hervorgegangen, aber immer blieb es doch bei der Aufklärung über Einzelobjekte, handelte es sich um Ergebnisse, die dem Einzelnen ohne Aufwendung eines umfänglichen Apparates und grösserer Mittel erreichbar waren. Manche reiche Frucht hat die deutsche Forschung damals ungebrochen lassen müssen, weil sie ihr noch zu hoch hing. Ein berühmtes Beispiel ist der Aufruf, den Ernst Curtius 1853 durch den Vortrag in der Berliner Singakademie zu einer deutschen Ausgrabung von Olympia ergehen liess. Der Beifall, den er fand, schien zu der Hoffnung zu berechtigen, durch eine Subskription die Mittel zusammenzubringen. Ludwig Ross eröffnete im Jahre darauf die Sammlung, aber das Ergebnis war niederschlagend, es kamen nicht ganz dreihundert Taler zusammen. Für Curtius ist dieser erste Misserfolg nur die Vorstufe zu späterem, um so glänzenderem Gelingen gewesen. Solches Glück ist nicht Jedem zu Teil geworden. Im Jahre 1841 zog J. A. Schönborn hinaus, um den Südwesten Kleinasiens zu erforschen. Nichts ist bezeichnender für den in den deutschen Gelehrtenkreisen damals herrschenden Forschungseifer, an dem die von Carl Ritters geographischen Vorlesungen ausgehenden

Anregungen einen Hauptanteil hatten, und zugleich für den Mangel aller zu einer weit ausgreifenden Betätigung erforderlichen Bedingungen, als diese kühne Fahrt, die der Posener Gymnasiallehrer aus eigener Initiative und mit eigenen, nur durch eine kleine Zuwendung des Ministeriums unterstützten Mitteln unternahm und die um ihren schönsten Lohn kam, weil die bescheidenen Mittel und die Kräfte eines Einzelnen zur Einbringung des Hauptertrages nicht ausreichten. Auf seinen einsamen, in erster Linie der topographischen Erkundung des Landes gewidmeten Wanderungen, auf denen er von Smyrna aus durch das Määndertal in das lykische Alpengebiet vorgedrungen war, entdeckte Schönborn, zu dem westlich von Myra aufragenden Küstenplateau emporsteigend, das bis dahin von keinem Reisendem gesehene grosse Heroon von Giölbaschi-Trysa, das umfangreichste und mit seiner unvergleichlichen Fülle von Reliefbildern aus der griechischen Heldensage kunstgeschichtlich wertvollste aus der Menge der lykischen Grabdenkmäler. Sofort regte sich in ihm der Wunsch, diesen Fund für die Heimat zu sichern. Ein Bericht, den er an das Berliner Museum schickte, fand günstige Aufnahme, aber der Bescheid erreichte ihn nicht mehr rechtzeitig, um Arbeiten für die Bergung des Schatzes vorzunehmen, und als er zehn Jahre danach von neuem hinauszog, besser ausgerüstet, aber wieder allein, vermochte er auch dieses Mal zu keinem Resultat zu gelangen. Der kostbare Fund blieb in Schönborns Papieren begraben und geriet in Vergessenheit, bis er von Benndorf später wieder hervorgezogen wurde, dem es 1881 gelang, mit der Grösse der Aufgabe entsprechenden Aufwendungen die wissenschaftliche Untersuchung der Stätte in vollem Umfang durchzuführen und das Monument für das Wiener Hofmuseum zu erwerben.

Kurz bevor Schönborn zu seiner ersten Reise aufbrach, war Lykien durch den Engländer Fellows erst entdeckt worden. Dessen Bericht hatte die Ausrüstung einer englischen Expedition zur Folge und zufällig traf es sich, dass diese mit Schönborns Reise zeitlich zusammenfiel, deutsche und englische Forschung an derselben Stelle nebeneinander in Tätigkeit war. Fellows hatte ein Kriegsschiff zur Verfügung — es war die Zeit, als die britische Marine mit der neuen Küstenaufnahme des ägäischen Meeres beschäftigt war, — und setzte, mit zahlreicher Mannschaft, vielen Werkzeugen und Maschinen ausgerüstet und mit ausgedehnten Fermanen versehen, die Ausräumung der Nekropole von Xanthos ins Werk, die das Britische Museum mit den Skulpturdenkmälern einer bis dahin völlig unbekannten Kunst in grossartigster Fülle bereicherte. Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten wurde eine Durchforschung der ganzen Provinz unternommen, die von einem der Offiziere des Kriegsschiffs, Spratt, und zwei anderen Teilnehmern der Expedition ausgeführt, alle übrigen bedeutenden Ruinenplätze des Landes berührte und nur von dem einen, zu dem Schönborn vorgedrungen war, in Unkenntnis blieb, obwohl sie zweimal in unmittelbarer Nähe an Giölbaschi vorüberzog.

„Der Gegensatz der beiderseitigen Arbeitsweisen und Arbeitslagen“, so sagt Benndorf in dem schönen Gedenkwort auf Schönborn im „Heroon von Giölbaschi-Trysa“ S. 15, „ist zu lehrreich, um nicht einen Augenblick dabei

zu verweilen. Hier der schlichte, mittellose, zuweilen vielleicht etwas unpraktische Schulmann, der allein, ohne ein anderes Instrument als einen Taschenkompass und ein Siedethermometer, ohne einen anderen Rückhalt als die tiefe Leidenschaft des Autodidakten für Wissenschaft und Altertum, in eiserner Ausdauer beobachtend umherzog. Dort drei in ihren Mitteln nicht beschränkte, vorzüglich knapp ausgerüstete, namentlich in ihrem Wissen gut zusammenpassende Engländer, welche, der eine ein im Mappieren geschulter Militär, der andere ein vielseitiger Kenner der Natur, der dritte tüchtig im Landschaftszeichnen und im Entziffern von Inschriften, in seltener Vereinigung schneller erreichen, energischer erledigen und sicherer mitteilen konnten, was Jener einsam und mühsam sich in dunklem Drange fast wie zu unveräußerlichem persönlichen Eigentum erwarb. Man versteht hiernach das verschiedene Schicksal, das ihren Arbeiten beschieden war.“

Es ist ein Stück Zeitbild deutscher Forschung, das sich in diesem Unternehmen des Einzelnen spiegelt. Auf ein beengtes Wirken angewiesen, musste sie ihr Genügen darin finden, was ihrer Arbeit an Entfaltung in die Grösse und Breite versagt war, durch exakte Genauigkeit und Gründlichkeit aufzuwiegen. Dass es ihr nicht beschieden war, auf dem Gebiete, auf dem die Engländer und Franzosen aus dem Vollen schöpften, auch einen Platz an der Sonne zu haben, lag aber hauptsächlich in den politischen Verhältnissen. Niemand hat dem lebhafter und deutlicher Ausdruck gegeben als Ludwig Ross. Er empfand die Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes als nationale Forderung und er stand in jener Zeit — es waren die Jahre vor 1848 — nicht allein mit dem Gedanken, der sich bei ihm mit dem Verfolgen der wissenschaftlichen Ziele verband, aus diesem hervorgegangen war und immer mehr vordrängte, mit dem Gedanken an ein kolonisiertes Auftreten Deutschlands am Mittelmeer, für das ihm die von der Natur gesegneten, aber durch jahrhundertelange Verödung verarmten Küstenstriche und Bergländer des südlichen Kleinasiens die günstigsten Bedingungen darzubieten schienen. Deutsche Ansiedler, so lautete sein Ruf, den er durch die Tagesblätter ergehen liess, seien berufen, diese Länder dem Weltverkehre wieder zu eröffnen. Zur Verwirklichung solchen Gedankens einer Verbindung wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Ausgreifens im Orient fehlte die notwendigste Vorbedingung, ein starker politischer Rückhalt, wie nur ein geeinigtes Deutschland ihn bieten konnte.

Die Hoffnungen auf eine nationale Einigung Deutschlands, die im Frühjahr 1848 nahegerückt schien, erfüllten sich nicht. Man hatte davon geträumt, die Heimat durch eine deutsche Nationalflagge, eine deutsche Kriegsflotte im Auslande vertreten zu sehen, aber nach wie vor trugen die Deutschen „den stückweisen Jammer aus der Heimat stückweise in die Fremde über“ und blieben im Orient, ohne Vertretung der eigenen Staaten, für ihre Interessen auf Österreichs Schutz und Hilfe angewiesen. Wie soll aber, so klagt Ross (Kleinasien und Deutschland S. XII), die Stellung der Deutschen nicht als unwürdig empfunden werden, „so lange Österreich durch seine Flotte und seine Konsulate im Orient mehr als italienische, denn als deutsche Macht auftritt . . .“

so lange Preussen in der grössten Handelsstadt Kleinasiens sein Konsulat einem Ragusanischen Bäckermeister anvertraut, den weder der Titel Kommerzienrat noch der Rote Adlerorden seit dreissig Jahren zu einem Deutschen zu machen vermocht haben . . . Welchen Schutz wird dieser Mann im Stande sein, den Angehörigen der kleinen Staaten des Zollvereins angedeihen zu lassen, deren bloss geographische Existenz ihm problematisch ist und die doch an ihn gewiesen sind? Soll ich noch hinzusetzen, dass der preussische Konsul auf einer grossen Insel noch vor wenigen Jahren sich brieflich beklagte, che il Barone di Canitz (der damalige Minister) mi a scritto in lingua Prussiana che io non conosco! So sieht es mit der Vertretung der deutschen Grossmächte auf den meisten Punkten des Morgenlandes aus, während England und Frankreich fast überall durch Individuen ihrer Nation vertreten sind, die ein ganz anderes Ansehen geniessen. Und doch wäre es so leicht, die nötigen Summen zu Verbesserung des Konsulatswesens zu ersparen, wenn bloss die leeren Gesandtschaften bei den kleinen deutschen Fürstenhöfen aufhörten, die nach der Erfindung der Eisenbahnen und der Telegraphen völlig überflüssig sind. Wenn Österreich, Preussen und das übrige Deutschland ihre Handelsinteressen vereinigten, wenn dann statt der österreichischen, preussischen, hannöverschen, hamburgischen, mecklenburgischen, oldenburgischen Flaggen nur das schwarz-rotgoldene Banner von dem Dache eines deutschen Konsuls in Smyrna weht, dann wird der deutsche Name sich auch derjenigen Achtung erfreuen, die ihm leider jetzt versagt ist.“

Ross hat die Erfüllung seiner Hoffnungen nicht mehr erlebt. Der Weg nach Griechenland führte für den deutschen Archäologen weiterhin über Wien und auch Conze, als er 1857 auf seine erste Entdeckungsfahrt auszog, für die er, an Ross' Tätigkeit anknüpfend, die Inseln im Nordgebiete des Ägäischen Meeres zum Ziele nahm, war darauf angewiesen, sich beim österreichischen auswärtigen Amte die nötigen Empfehlungen an die Ortsbehörden zu erbitten. Es war die letzte deutsche Forschungsreise alten Stils, die aber in der Person ihres Unternehmers die bevorstehende neue Entwicklung vorausverkündigen sollte.

Die Wandlung brachte das Jahr 1870. Aus dem Kriege mit Frankreich ging das geeinigte Deutsche Reich als Grossmacht hervor. Und der Schutz und die Mittel des Reiches gaben der deutschen Archäologie die Entfaltungsmöglichkeit, die ihr früher versagt geblieben war. Sie sollte nicht lange darauf warten müssen. Noch nicht zehn Jahre seit dem Friedensschluss waren vergangen und zwei Werke, die an Grösse der Aufgabe wie des Erfolges alles von anderen Nationen bis dahin derart Unternommene hinter sich liessen, waren das eine, die Ausgrabung von Olympia, schon getan, das andere, die Ausgrabung von Pergamon, in vollem Gange.

Wir wollen des persönlichen Anteils nicht vergessen, den Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich als damaliger Kronprinz daran gehabt haben. „Alles würdig Gedachte“, sagt Curtius in der Gedächtnisrede auf den ersten Kaiser, „empfand er tief und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war

seiner lebendigen Teilnahme gewiss. Seinem Königlichen Herzen tat es wohl, dass nach blutigem Völkerringe die Aufdeckung von Olympia das erste Friedenswerk des jungen Reiches war.“ Dem ersten trat als zweites Friedenswerk die Ausgrabung von Pergamon zur Seite, und diese Unternehmung fand in dem Kronprinzen ihren Förderer und Protektor. Mit ihr wurde die deutsche Arbeit auf kleinasiatischem Boden eröffnet. Das konnte jetzt geschehen, denn nun war erreicht, was eine frühere Generation vergeblich ersehnt hatte. „Heute ist den Nomaden Kleinasiens Alemannia der Inbegriff aller Machtfülle.“ So stolz konnte schon 1880 Humann in dem ersten Bericht über Pergamon sprechen. Gleich stolz klingen die deutschen Worte, über die ersten Schritte zur Instandsetzung des Unternehmens. „In Konstantinopel war der deutsche Botschafter Prinz Reuss bereit, die Sache zu betreiben. Es wurde offiziell um Erwirkung eines Firman's gebeten; denn im Kultusministerium hatten die vom Berliner Museum aus Conzes Initiative gestellten Anträge die geeignetste Aufnahme gefunden, der mächtigen Unterstützung des Auswärtigen Amtes durfte man sich versichert halten und vor allem war der Kronprinz dem Unternehmen gewogen.“

Die huldvolle und verständnisreiche Förderung, unter der die deutsche Archäologie nach 1870 in die grossen neuen Aufgaben eintrat, ist ihr unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. nicht nur dauernd erhalten geblieben, sondern hat immer zunehmend auch durch die Wirkung, die mit dem lebhaften persönlichen Interesse des Kaisers an aller durch Herbeischaffung neuen Wissensstoffes produktiven Forschung in weitere Kreise ausgegangen und in einem reichem Zufließen privater Mittel praktisch zum Ausdruck gekommen ist, den in dieser Richtung liegenden Arbeiten die Möglichkeit zu einem weiteren Ausgreifen geschaffen. Was die Forschung dieser Begünstigung in hohem Masse verdankte, vermochte sie durch den Gewinn zurückzugeben, der dem archäologischen Vordringen in die Länder des Mittelmeeres als nationaler Kulturarbeit über den rein wissenschaftlichen Ertrag hinaus Wert und Bedeutung verleiht. Hatte man früher an Kolonisationsprojekte gedacht, von denen unter den neuen politischen Verhältnissen und, nachdem mit der Gründung deutscher Kolonien in anderen Weltteilen die wichtigste Voraussetzung dafür fortgefallen war, nicht mehr die Rede sein konnte, so bot jetzt die Entwicklung der deutschen Weltpolitik mit der Aufgabe, der Ausbreitung des deutschen Handels im Osten vorzuarbeiten, eine andere Möglichkeit nationaler Betätigung. Und diese liess sich um so wirksamer gestalten, je mehr die archäologische Forschung dazu fortschritt, ihre Ziele immer weiter zu fassen und in einem Hand- in Handgehen mit der geographischen und geologischen Forschung auf eine Vollständigkeit der Erschliessung des Landes zu richten, und je mehr eine allgemeinere hilfreiche Teilnahme sie in Stand setzte, ihre Arbeiten in dem Umfange auszudehnen, in dem sie nach und nach von Kleinasien über Syrien bis in das Zweistromland ausgegriffen haben. Durch ihr Vorangehen hat sie den wirtschaftlichen Unternehmungen den Boden bereitet, und es sind nicht nur indirekte Beziehungen, durch die sie sich z. B. mit einem grossen Werke wie der anatolischen Bahn zu ihrem Teile verbunden fühlen darf.

Folgenreichere Wirkungen konnte ihre Betätigung haben, weil diese nicht, wie die früheren englischen und französischen Expeditionen und Grabungen in einzelnen vorübergehenden Unternehmungen, sondern in einem geschlossenen Zusammenhange sich vollzogen hat, in dem ein Werk an das andere ununterbrochen in festem Verbande gefügt ist. Die Ausgrabung von Pergamon, mit der die Reihe beginnt, ist nach der ersten achtjährigen Kampagne von 1878 bis 1886 später wieder aufgenommen und seitdem Jahr für Jahr weitergeführt worden und bedarf bei der Grösse des Objektes noch auf nicht absehbare Zeit der Fortdauer, um zu abschliessender Erledigung zu gelangen. Von Pergamon hat sich die Arbeit in Kleinasien etappenweise südwärts ausgedehnt in immer verlängerter Linie, deren Hauptpunkte mit Magnesia am Macander, wo Humann noch der Grabung vorstand, und dann weiter mit den Plätzen, an denen nach Humanns Tode Theodor Wiegand die Ausführung geleitet hat, mit Priene, Milet, Didymi und Samos bezeichnet sind, die aber, so hoffen wir, mit Samos ihren Endpunkt noch nicht erreicht hat. Es ist ein Schaffen von sechszwanzig Jahren, mit dem die deutsche Archäologie auf kleinasiatischem Boden fest geworden ist. Ihr ist mit der Zeit die österreichische Archäologie auf diesem Boden in enger Spatenbrüderschaft an die Seite getreten, beide zusammen beherrschen heute wissenschaftlich das Gebiet, das früher England und Frankreich als ihre Forschungsdomäne zu betrachten liebten.

Mit den Ausgrabungen hängt die Entwicklung der öffentlichen Antiken-Museen zusammen. Ein Blick auf ihre Geschichte ergibt ein Bild, in dem sich die Züge des soeben geschilderten wiederholen. Auch hier hat Deutschland seit 1870 den Wettbewerb mit England und Frankreich aufgenommen und mit Erfolg aufnehmen können kraft des gewonnenen Besitzes an politischer Macht und an Mitteln. Denn von diesen beiden Faktoren vor allem hängt es ab, ob sich ein Schaffen auf diesem Gebiete ins Grosse entfalten kann.

Der Louvre und das Britische Museum haben ihre erste dominierende Stellung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Ausnutzung politischen Übergewichtes verdankt. Napoleon hatte mit dem Ankauf von Kunstwerken in Italien begonnen, um zum Raub im Stile der römischen Machthaber des Altertums überzugehen. Seine grossartige Schöpfung, die Paris zur Vereinigungsstätte der berühmtesten Antiken der Welt machen sollte, war auf gewaltsame Weise entstanden und brach mit dem Sturze der Herrschaft des Kaisers wieder zusammen. Äusserlich weniger anstössig war das Verfahren gewesen, durch das Lord Elgin als britischer Botschafter bei der Pforte sich die Bildwerke des Parthenon und anderer griechischer Tempel angeeignet hatte. Gelangten die von Napoleon geraubten Kunstwerke nach 1815 grösstenteils an ihre rechtmässigen Eigentümer zurück, so blieb dieser kostbare Schatz griechischer Skulptur, nachdem er einmal nach London überführt und für einen Preis, der die auf rund 74000 L. veranschlagten Kosten Lord Elgins noch nicht zur Hälfte deckte, Besitz des Britischen Museums geworden war, für immer aus seinem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und nur die tiefwirkenden Folgen, die das Geschehene, indem es zum ersten Male ein Bekannt-



werden originaler griechischer Kunst in weite Kreise bewirkte, für die Wissenschaft und die Entwicklung des ganzen geistigen Lebens im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, haben das Verfahren „nachträglich gerechtfertigt oder doch ausgeglichen und entschuldigt.“ Heute ist es aber wohl am Platze, wieder einmal daran zu erinnern, auf welche Art die Engländer — unrühmlich auch durch den Gang der lange sich hinziehenden Verhandlungen, die schliesslich erst auf das Votum von Fremden, von Visconti und Canova hin, zur Erwerbung der Skulpturen führten — in den Besitz dieser Werke gelangt sind, heute, wo man es in einer feindseligen Presse gewagt hat, uns nicht nur brutaler Zerstörung von Kunstwerken, sondern auch noch der Absicht des Kunstraubes zu bezichtigen, um uns mit solch infamen Lügen in allgemeine Missachtung zu bringen. Die Antwort können wir mit dem Hinweise darauf geben, auf welchem Wege es Deutschland gelungen ist, für das Museum seiner Reichshauptstadt mit den pergamenischen Bildwerken einen den Elgin Marbles an Umfang und Wert vergleichbaren Besitz zu gewinnen. Nicht durch gewaltsame Entführung hat ihn das Reich sich angeeignet, sondern deutsche Arbeit hat diesen Schatz griechischer Kunst aus dem Boden gehoben und durch Vertrag mit dem Besitzer des Bodens, der türkischen Regierung, ist er rechtmässig deutsches Eigentum geworden.

Besondere weiter wirkende Folgen haben die deutschen Unternehmungen in Kleinasien darin gehabt, dass sie in der Türkei selbst eine einheimische archäologische Betätigung ins Leben gerufen haben. Diese begann, als 1882 das Konstantinopler Museum in Hamdy Bey einen Leiter erhielt, dem es gelingen sollte, die damals im Range eines kleinen Lokalmuseums stehende Antikensammlung zu einer den grossen europäischen Museen ebenbürtigen Anstalt emporzuheben. In jener Zeit war in Pergamon die erste Grabung im Gange. Aus den Funden fiel nach den Bestimmungen des Vertrages ein Teil der ottomanischen Sammlung zu. Dieser erste Zuwachs vermehrte sich in der Folge, wie der Ausgrabungsbetrieb in Kleinasien sich ausdehnte. Wichtiger aber war die Anregung, die von Pergamon aus durch Humann persönlich auf Hamdy Bey ausging. Sie trieb ihn zu eigenem Wirken gleicher Art, das seinen Höhepunkt in der Aufdeckung der Königsnekropole von Sidon fand, die mit ihrem beispiellos reichen Inhalt an wohl erhaltenen Marmorsarkophagen, darunter dem sog. Alexandersarkophag, ihn einen ganzen Komplex von griechischen Skulpturwerken bedeutendster Art zurückgewinnen liess. In dem ottomanischen Museum mit seinen weit verzweigten, wohl geordneten Sammlungen und einer umfangreichen Bibliothek besitzt Konstantinopel heute eine grosse Studienanstalt, die eine unter der Beteiligung von Vertretern der verschiedenen Nationen immer lebhafter gewordene wissenschaftliche Tätigkeit am Orte selbst ins Leben gerufen hat. So ist die türkische Hauptstadt in den Kreis der internationalen archäologischen Arbeitsplätze eingetreten. Den Anstoss zu dieser Entwicklung hat die deutsche Archäologie mit der Organisierung ihrer kleinasiatischen Unternehmungen gegeben.

Durch wesentlich andere Verhältnisse als die Beziehungen zur Türkei

sind diejenigen zu Italien und zu Griechenland bedingt. Das drückt sich, wie in ihrem verschiedenen Alter, auch darin aus, dass ihre Träger nicht dieselben sind. Haben die jüngeren, erst seit 1870 wirksam gewordenen Beziehungen zur Türkei ihre Hauptvertretung im Berliner Museum, so liegt für die älteren Beziehungen zu Italien und Griechenland der eigentliche Stützpunkt im archäologischen Institut. Dieses hatte in den Jahrzehnten seit seinem Bestehen in Rom, zuerst mit privaten Mitteln begründet, dann staatlich von Preussen unterstützt, andauernd mit Existenzschwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Das Jahr des deutsch-französischen Krieges brachte ihm die Befreiung aus der bedrängten Lage: König Wilhelm hat am 25. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles das Aktenstück unterzeichnet, durch das die Erhebung des Instituts zur preussischen Staatsanstalt vollzogen wurde. Somit wurde dieses Jahr auch für das Institut zu einem Epochenjahr. Ihre Vervollständigung und eine erhöhte Bedeutung sollte die Neugestaltung kurz danach erhalten durch die 1873 vom Reichstag beschlossene Übernahme des Instituts unter die Reichsanstalten. Hiermit war aber eine durchgreifende Neuorganisation verbunden, durch die den veränderten Verhältnissen und den aus ihnen sich ergebenden veränderten Aufgaben Rechnung getragen wurde. Zum Reiche gehörig und damit zu einer Anstalt von ausgeprägt nationalem Charakter geworden, konnte das Institut nicht wohl als römische Zentrale weiter bestehen. Andererseits drängte alles nach Betätigung ins Weite, nach einem umfassenden und planmässigen Ausgreifen, auch auf Griechenland und den Osten. War es unerlässlich, die Spitze des Instituts jetzt nach Deutschland in die Reichshauptstadt zu legen, womit äusserlich nicht viel geändert wurde, indem die der römischen Anstalt vorstehende Zentralkommission schon von früher her ihren Sitz in Berlin gehabt hatte, so forderte die Entwicklung der wissenschaftlichen Aufgaben für die in den ausseritalischen Gebieten der alten Welt, namentlich in Griechenland, zu leistende Arbeit einen festeren Stützpunkt, als sie ihn seither in der Angliederung an die römische Zentrale hatte finden können, einen Stützpunkt im Lande selbst. So erschien denn in der Neugestaltung das Institut in wesentlich anderer Form, mit dem Hauptsitz in Berlin und zwei diesem untergeordneten Zweigstellen in Rom und Athen. Die römische Anstalt war damit in einen grösseren Zusammenhang eingegliedert, in dem sie auf sicherer Grundlage stand und der ihrer Tätigkeit reichere Möglichkeiten eröffnete, ihr allerdings aber mit der Stärkung auch einen Verlust brachte, indem sie nun nicht mehr die alleinige Vertreterin der deutschen Archäologie im Auslande war. Um so mehr galt es, die im italischen Lande gewonnene herrschende Stellung zu behaupten. Das meinte man am besten zu erreichen, wenn man an dem inneren Betrieb, wie er bis dahin gewesen war, nicht rührte, und namentlich, um jede Störung des Verhältnisses zu den einheimischen Gelehrten zu vermeiden, die ja weit über den Kreis der eigentlichen Archäologen hinaus hier Anregung und Arbeitsgelegenheit fanden, die in langer Tradition bewährte und fest gewordene Form, in der das Institut nach aussen hin wie eine italienische Anstalt sich gab, jetzt auch nach seiner Umwandlung in eine deutsche Reichsanstalt unangetastet liess.

Das hiermit Erstrebte wurde tatsächlich zunächst erreicht. Trotzdem darf man heute, zurückschauend, die Frage aufwerfen, ob es für die Entwicklung des Instituts nicht vorteilhafter gewesen wäre, wenn gleich damals, wo ein Betonen des nationalen Charakters gegeben erscheinen musste und wohl auch im Lande selbst, in dem man zu Gaste war, als natürliche Folge der Zeitverhältnisse Verständnis hätte finden müssen, die Änderung vollzogen wäre, die doch einmal kommen musste, später aber, im Jahre 1885, als sie plötzlich, durch einen äusserlichen Anlass hervorgerufen, durch eine Verordnung Bismarcks erfolgte, mit Empfindlichkeit aufgenommen wurde, nachhaltige Verstimmung hervorrief, obwohl die Verordnung nur forderte, dass die deutsche Sprache in den Sitzungen und Publikationen fortan nicht mehr ausgeschlossen sein sollte, und mit einer Krisis innerhalb der Leitung der Anstalt im Gefolge unverhältnismässig tiefgehende, ungünstige Wirkungen nach sich zog. Die Tätigkeit des Instituts ist hierdurch erschwert worden, da sie von nun an nicht mehr in gleichem Masse den starken Rückhalt in der äusseren Stellung fand. Aber sie war nicht von dieser abhängig und hat mit neuer Orientierung, die in grossen Arbeiten, wie Petersens Aufnahme der Marcussäule und Delbrücks Publikationen über die hellenistischen Bauten in Latium zum Ausdruck kommt, gezeigt, dass sie von der alten Überlegenheit und Richtung gebenden Kraft nichts verloren hat.

Die Beziehung zu Griechenland war durch die Gelehrten, die 1833 mit dem Könige Otto hinübergegangen waren, begründet worden. Sie sind an ihrer neuen Wirkungsstätte nicht nur als Forscher, sondern auch als Lehrer tätig gewesen, das Andenken daran lebt in den Bildnissen von Ross und Ulrichs, die die Aula der Universität in Athen schmücken, fort. Hat dieser erste Zuzug deutscher Professoren an die damals neu geschaffene athenische Hochschule späterhin nur in wenigen vereinzelt Fällen Nachfolge gefunden, so ist der Einfluss deutscher Wissenschaft auf anderem Wege befestigt worden, indem die griechischen Studierenden in grosser Zahl deutsche Universitäten aufsuchten. Insbesondere bei den griechischen Archäologen war das Studium in Deutschland durch lange Zeit üblich. So waren, als 1873 die athenische Zweigstelle des Instituts eingerichtet wurde, die lokalen Vorbedingungen günstig, in gewisser Beziehung für die neu ins Leben gerufene Anstalt günstiger, als die Verhältnisse, unter denen die von ihrem alten Renommee getragene römische Schwesteranstalt in den zweiten Abschnitt ihrer Geschichte eintrat. Sie hatte aber vor der schon lange bestehenden auch den Vorteil voraus, dass sie unmittelbar aus dem Bedürfnis der damaligen Entwicklung der Archäologie hervorging, die auf Griechenland und den Osten als auf ein neu anzugreifendes Hauptarbeitsgebiet hindrängte. So eröffnete sich ihr von vorn herein eine reiche Schaffensperspektive, in der nun gleich ein Unternehmen grossen Stils, die Ausgrabung von Olympia in nächster Aussicht stand. Der Zusammenhang mit diesem Unternehmen ist an sich, namentlich aber dadurch für das athenische Institut von Bedeutung gewesen, dass er ihm in Dörpfeld den Leiter zuführte, in dessen Persönlichkeit und Arbeitsweise sich alles vereinigte, was geeignet war, die zuerst unter Ulrich Koehler zu hohem Ansehen gebrachte

Anstalt auf dem griechischen Boden zu befestigen und durch die Wahl und Ausführung der Aufgaben zu einer massgebenden Stellung zu entwickeln. Sie ist zu einer hohen Schule der Ausgrabungskunst geworden. Wenn das athenische Institut in der Lage gewesen ist, an der Erforschung des griechischen Landes durch eigene Grabungen mitzuwirken, so tritt darin wieder eine der günstigeren Bedingungen seiner Arbeitslage gegenüber dem römischen Institute hervor. Italien gestattet den fremden Nationen keine Betätigung durch Ausgrabungen, obwohl diese infolge des geltenden Ausfuhrverbotes von Antiken lediglich in wissenschaftlichem Interesse unternommen werden könnten, ohne Nebenabsicht auf eigene Bereicherung durch Funde. Auch in Griechenland gilt das Ausfuhrverbot. Aber Griechenland verbindet damit nicht das Versagen der Grabungen. Hier hat sich in den Unternehmungen der verschiedenen archäologischen Schulen, mit denen das Ausland in Athen vertreten ist, und der griechischen Archäologie selbst ein lebhafter, die reichsten Früchte tragender Wettbewerb entwickelt. Der Aufgaben sind so viele und so grosse, dass für alle reichlich zu tun bleibt. In der Erkenntnis des eigenen Vorteils und in der vollen Würdigung der höheren allgemeinen Interessen kommen die Griechen den wissenschaftlichen Bestrebungen ohne Engherzigkeit entgegen. Sie haben selbst grosse Leistungen genug aufzuweisen, um die Konkurrenz der fremden Nationen nicht scheuen zu müssen.

Blicken wir auf das in dieser Übersicht Ausgeführte zurück, so erkennen wir darin, dass die deutsche Archäologie während der letztvergangenen Epoche auf nationaler Grundlage sich hat entfalten können, den entscheidenden Zug. Auf der Einigung des Reiches beruht der Aufschwung ihrer Entwicklung. Der Krieg, in dem wir stehen, geht gegen das Reich. Er gilt nach Englands Willen der Vernichtung der nationalen und wirtschaftlichen Stellung, die wir uns 1870 geschaffen und seitdem ausgebaut haben. Würden wir in diesem Kampfe unterliegen, so würde unter anderen schwerer wiegenden Folgen eine die sein, dass unsere archäologische Wissenschaft zurückgeworfen würde aus der Bahn, auf der sie sich jetzt an einem Punkte, der, wenn nicht alles täuscht, zu einer neuen Entwicklung führen muss, angelangt sieht. Dieser Fall wird, wir sind dessen gewiss, nicht eintreten. Die Kraft unseres Heeres wird uns davor bewahren. Ihr werden wir es zu danken haben, wenn unserer Wissenschaft die Stetigkeit ihres Fortschreitens, eines Fortschreitens zu neuen Zielen gesichert bleibt. Dass sie aber bei der Verfolgung dieser Ziele den nationalen Charakter im Ausland mit aller Entschiedenheit bekunde und durchsetze, ist eine Forderung, die die Zeit an uns stellt und deren Erfüllung wir der Vergangenheit schuldig sind.

In der Sitzung am 28. Januar 1915 sprach Professor Dr. E. Sadée über Caesars Feldzug am Rhein im Jahre 55 v. Chr. (hierzu Taf. VIII).

In dem entscheidenden Augenblick, als die Germanen nach Vertreibung der Kelten aus Westdeutschland im Begriff waren, auch das eigentliche Gallien zu unterwerfen, hat Caesar zum Schutz des bedrohten römischen Weltreiches

eingegriffen. Durch Besiegung Ariovists gewann er 58 v. Chr. die Rheingrenze und sicherte sie im Jahre 55 durch die Vernichtung der Usipeter und Tenkterer und den Vorstoss über den Rhein.

Es fragt sich 1. wo er die Germanen schlug, 2. wo er den Rhein überschritt.

1. Der Rheinübergang wird jetzt mit Ausnahme von Jullian, *Hist. de la Gaule* III S. 331 (1911), der mit Napoleon Köln annimmt, fast allgemein im Neuwieder Becken angenommen, so von Rice Holmes, *Caesars conquest of Gaul* (2. Aufl.) 1911, S. 710, von L. Schmidt, *Gesch. der germ. Stämme* II 2, S. 157, von Meusel in der 17. Aufl. der Kranerschen erklärenden Caesar-Ausgabe 1913 zu IV 17, von Schumacher, *Mainzer Zeitschr.* VIII/IX 1913/14 S. 105. Besonders wichtig ist dafür der Aufsatz von Nissen, *Caesars Rheinfestung*, *Bonner Jahrb.* 104, S. 2 ff., dessen allgemeine Ergebnisse bestehen bleiben, auch nachdem sich die grosse Urmitzer Festung als ein Werk der jüngeren Steinzeit erwiesen hat. Für Nissens Ansatz sprechen auch die zuerst 1896 von Ritterling, dann 1910—12 von Lehner untersuchten Befestigungen von Bendorf (Beilage zu *Bonner Jahrb.* 122, S. 63 fg.), die mit einem lange, bis zur trajanischen Zeit benutzten Rheinübergang in Verbindung stehen müssen und deren älteste nach Ausweis ihrer La Tène-Keramik ungefähr in die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. fällt.

Über die auf dem linken Rheinufer im Neuwieder Becken einmündenden römischen und vorrömischen Strassen handelt Schumacher a. a. O. S. 101 ff. unter Beigabe einer Karte, deren Abdruck (S. 102) er den B. J. freundlichst gestattet hat. Während er in der Strasse Trier—Wittlich—Mayen—Neuwieder Becken „im ganzen Zusammenhange eine römische Neuschöpfung“ sieht, erweist er, z. T. nach dem Vorgang von F. W. Schmidt, C. v. Veith, A. v. Cohausen, J. Schneider u. a. die Strasse Neuwieder Becken—Kürrenberg—Lind—Boos—Hünerebach—Boxberg—Hillesheim—Jünkerath schon als vorrömisch. In ihr sieht er Caesars Anmarschlinie im Jahre 53 v. Chr.

2. Wo aber, lautet die 2. Frage, fand die Niederlage der Germanen 55 statt? *Ad confluentem Mosae et Rheni*, sicher nicht, wie zwar auch Schumacher a. a. O. S. 105 annimmt, an der Maas, sondern, wozu sich jetzt nach dem Vorgang von v. Göler, *Caesars gallischer Krieg* I 113 ff.; Stolle, *Wo schlug Caesar die Usipeter-Tenkterer usw.* *Progr. Schlettstadt* 1897 auch Rice Holmes (a. a. O. S. 703), Meusel (a. a. O. zu b. G. IV 15) und Ludw. Schmidt (a. a. O. S. 155) neigen, an der Moselmündung, also im Neuwieder Becken. Gegen die Maas spricht vor allem die Unmöglichkeit, von Holland aus innerhalb dreier Tage die Verhandlungen mit den Ubiern (Westerwald-Neuwieder Becken) zum Abschluss zu bringen.

Andererseits ist bei Caesar b. G. IV 10 unbedingt von der Maas und dem Mündungsgebiet des Rheines die Rede. Doch haben das schon von Stolle z. T. angefochtene Kapitel 1910 ganz unabhängig von einander Meusel (*Jahresb. d. Phil. Vereins* 36, 1910, S. 23 ff.) und A. Klotz (*Caesarstudien* 1910, S. 36 ff., als unecht erwiesen, und zwar als eine der ziemlich zahlreichen geographischen

Interpolationen, die Klotz auf eine gemeinsame Quelle, das Geschichtswerk des Timagenes, eines Zeitgenossen des Augustus, zurückführt. Für die Unechtheit von IV 10 sprechen sowohl stilistische wie sachliche Gründe, so ausser der unsinnigen und widerspruchsvollen Schilderung des Rheinmündungsgebiets die Erwähnung der Bataver, die Caesar sonst, auch bei seiner Aufzählung der linksrheinischen Germanen, nie nennt und für die zu seiner Zeit am Niederrhein gar kein Platz ist, denn dort wohnten die Menapier. Dass die Bataver erst, als das ganze linksrheinische Gebiet, auch die Rheinmündung, römisch war, also nach den Caesarischen Feldzügen, einwanderten, *ut pars imperii fierent* (Tac. Germ. 29), um (jetzt!) sich in das römische Reich aufnehmen zu lassen, so wie es mit den Ubiern durch Agrippa geschah, haben Wormstall, Über die Wanderung der Bataver nach den Niederlanden, Münster 1872, S. 19 und Stolle a. a. O. S. 9 gezeigt.

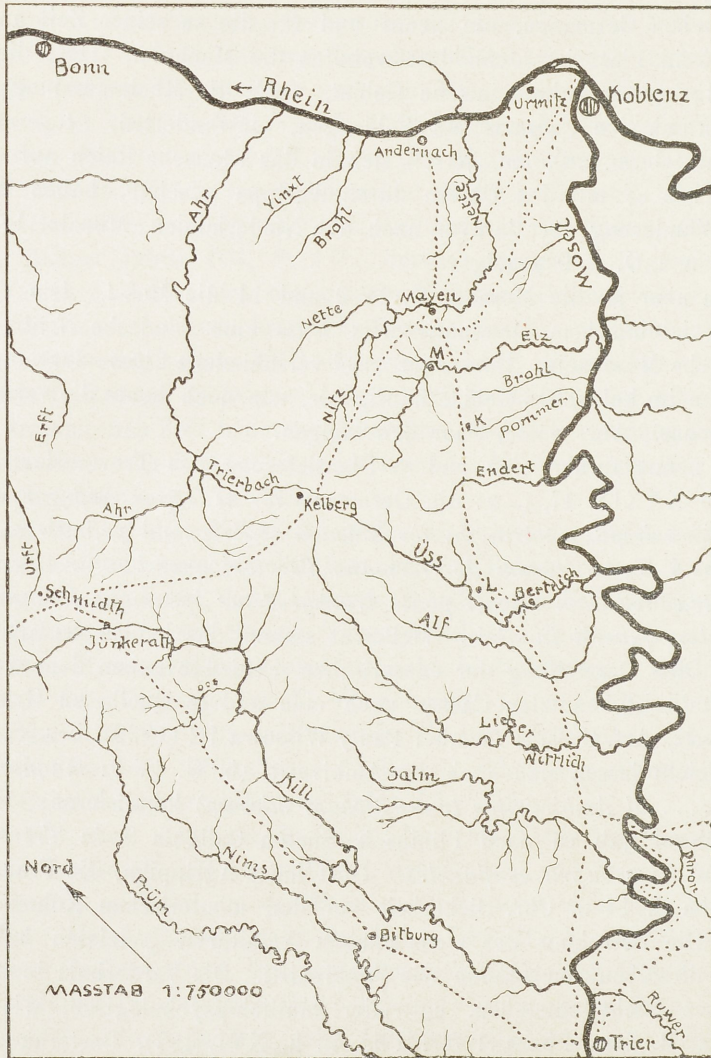
Dann aber ist die Mosa b. G. IV 9 und 14 die Mosel. Die Form *Mosella* mit lateinischem Deminutivsuffix muss eine römische Neubildung für eine keltische Mosa sein. Dass aber zwei verschiedene Flüsse denselben Namen trugen, kam im keltischen Gebiet häufig vor, wie noch heute die verschiedenen Rhein (Rhenus), Ahr, Saale, Saar usw. zeigen.

Nun nennt ferner eine andere Überlieferung das Trevererland und die Mosel: Dio XXXIX 47, 1—2: die Germanen *τὸν τε Πῆγον διέβησαν καὶ ἐς τὴν τῶν Τρηονίων ἐνέβαλον κἀνταῦθα τὸν Καίσαρα εὐρόντες καὶ φοβηθέντες, ἐπεμψαν* usw. Florus I 45, 14 *iterum de Germano Tencteri querebantur. hic vero iam Caesar ultra Mosellam navali ponte transgreditur ipsumque Rhenum et Hercyniis hostem quaerit in silvis*. Vielleicht stammt das beides aus Livius, jedenfalls liegt Dios Darstellung der caesarischen Feldzüge neben dem wahrscheinlich nur indirekt benutzten Caesar noch eine andere Quelle zu Grunde (vgl. Ed. Schwartz, Art. Cassius Dio bei Pauly-Wissowa III (1899), bes. S. 1706 ff.).

Vielleicht lassen sich auch die *Ambivariti* (b. G. IV 9: *magnam partem equitatus . . . ad Ambivaritos trans Mosam missam*) lokalisieren. Nicht weit von der Mosel gab es nach Plinius b. Sueton Caligula 8 *in Treveris* einen *vicus Ambitarius supra confluentes*. Dort hatte Agrippina, die Frau des Germanicus, im J. 14 n. Chr. Sicherheit vor den meuterischen Kölner Legionen gesucht. Die Bewohner des vicus müssen *Ambitarvii* geheissen haben. Das Wort hat dieselben Buchstaben wie *Ambivariti*. Die Verderbnis in *Ambivariti* konnte ganz leicht entstehen, entweder lautlich-psychologisch, wie *Vosegus-Vogesus* (z. B. Luc. Phars. I 397 Plin. n. h. XVI, 197), *Basternae-Bastrenae* (z. B. Plin. n. h. VII 98) oder durch einen Fehler des Abschreibers. Jedenfalls liegt, da es nicht weit von der Mosel *Ambitarvii* gab, andererseits der Caesartext *trans Mosam* — und das kann eben nur die Mosel sein — *Ambivariti* nennt, die Konjekturen *ad Ambitarvios* äusserst nahe.

Wo wohnten nun die *Ambitarvii*? Fr. Cramer (Westd. Zeit. XXII, S. 274 ff. jetzt auch Röm. Germ. Studien S. 61 ff.) findet ihren Namen erhalten in Zerf (Ober- und Niederzerf) südlich von Trier auf dem Hunsrück, nicht weit von der Ruwer; der Bach, an dem das Dorf liegt, müsse einst *Tarvus* — ein nach-

weisbarer keltischer Flussname — geheissen haben. Die Ambi-Tarvii sind dann die Leute um den Tarvus herum. Aus Tarvus entwickelt sich, was germanistisch ganz einwandfrei ist, Cervia (so schon 802 n. Chr.). Ebenfalls kann Hentern aus Ambitarvium entstanden sein: Émbitervium, Embiterv, Emptre,



Römerstrassen der Vorder-Eifel (aus Schumacher, Beiträge zur Topographie und Geschichte der Rheinlande Mainzer Zeitschr. VIII/IX, S. 102).

Hemptre, Hentre. Sachlich scheint Cramer mit Recht zu betonen, dass der Zufluchtsort der Agrippina nicht *supra confluentes* (= Coblenz), also im Gebiet der römischen Truppen, sondern weiter zurück im keltischen Trevererland (Tac. ann. I 41 *ad Treveros externae fidei*), gesucht werden muss, also „*supra confluentes*“ von Mosel und Saar.

Jedenfalls passt die Annahme, dass 1. Ambivariiti = Ambitarvii sind, 2. dass die Ambitarvii an der Ruwer wohnten, sehr gut in den Zusammenhang der Ereignisse des Feldzugs. Caesar marschirt vom Seinegebiet über Lüttich-Elsenborn-Jünkerath heran. 3 Tagemärsche + 12 milia passuum (18 km) vom Rhein — doch wohl weiter als 50 km vom Strom, wie der Vortragende in „Römer und Germanen“ I S. 130 behauptet hatte — also vielleicht noch vor der Überschreitung der Scharte von Jünkerath, der Kreuzung der Strassen Trier-Bonn resp. Köln und Lüttich-Neuwieder Becken, bitten die ersten germanischen Gesandten, Caesar möge nicht weiter vorrücken. Er sieht darin nur die Absicht der Feinde, ihre Reiter ungehindert an sich zu ziehen und möchte diese Absicht vereiteln: beides wird sehr begreiflich, wenn die Reiter südlich von Trier standen, also sich auf der Linie Trier-Föhren-Ehrang-Wittlich-Lutzerath-Mayen zu ihrem Volke ins Neuwieder Becken zurückziehen mussten. (Dass hier, auch wenn wir in dem Ganzen der späteren Römerstrasse mit Schumacher eine Neuschöpfung sehen, auch damals schon ein Verkehrsweg bestanden hat, ist durch die nachgewiesenen keltischen Höhensiedlungen und Querwege doch höchst wahrscheinlich.)

Die zweite Gesandtschaft trifft Caesar dann 18 km vom Lager der Germanen, d. h. vom Rhein<sup>1)</sup> und zwar schlägt er sein Lager 12 km vom Fluss, *aquationis causa*. Beide Umstände weisen auf die Gegend von Ochtendung, wo die alte Heerstrasse die Nette quert. Er hat dabei schon den Kreuzungspunkt seiner Anmarschlinie mit der Rückzugslinie der germanischer Reiter in Mayen hinter sich, doch ist wohl immer noch eine gewisse Möglichkeit des Rückzugs für die Reiter auf der freien Hochfläche vorhanden, wenn dieses auch schon sehr bedroht ist; darauf, dass die Germanen das sehr wohl wissen, weist die dringende Bitte: „*ne longius progredetur*“ und Caesars Vermutung, die Frist von drei Tagen solle dazu dienen, *ut tridui mora interposita equites . . . reverterentur*.

Dass schliesslich die Reiter, die nicht mehr den Anschluss an ihr Volk gefunden haben, sich zu den Sugambrenn über den Rhein flüchteten, also etwa in das Gebiet der Sieg, jedenfalls nicht viel weiter südlich als das Siebengebirge, verstehen wir ebenfalls ganz gut, wenn sie von der oberen Mosel kamen. Waren sie zur Zeit der Vernichtung ihres Volkes noch weit zurück,

1) In der Rheinebene, nicht weit von der Moselmündung, war nach Caesar b. G. IV 15 jetzt ihr Lager. Ob das Volk vom Menapierlande auf der alten Heerstrasse am Rheinufer entlang dorthin gekommen war, während die Reiter Streifzüge bis ins Land der Condruzen (Condroz zwischen Lüttich und Namur) unternahmen (b. G. IV 6), oder ob der ganze wandernde Schwarm zuerst durchs Eburonenland bis nach Condroz gezogen und dann vor Caesar durch die Eifel ins Neuwieder Becken zurückgewichen war, macht dabei keinen Unterschied. Der Vortragende neigt zur ersteren Auffassung und würde für IV 6 *pervenerant* Meusels Erklärung annehmen: „Es war jedenfalls nicht die ganze Völkerschaft, sondern nur Streikorps, die zwischen Rhein und Maas nach Süden vorgegangen waren. Aber die Leser verstanden die Worte so und sollten sie so verstehen, als ob das ganze Germanenheer schon so weit vorgezogen wäre.“



so stand ihnen der Weg Trier-Bitburg-Jünkerath-Bonn — entsprechend der späteren Römerstrasse — offen; denn Caesars Etappenlinie zu kreuzen wird keine Schwierigkeit gemacht haben. Waren sie auf dem Wege Trier-Mayen schon näher am Rhein, so war auch hier auf der Hochfläche wohl noch die Möglichkeit, nach Norden auszubiegen und — etwa in der Richtung der wahrscheinlich recht alten Naturstrasse an Kelberg-Nürburg-Hohe Acht vorbei, der „Koblenstrasse“, s. Oberstleutnant Schmidt, Bonner Jahrb. XXXI, S. 64) — das vordere Ahrtal oder den Rhein bei Sinzig zu erreichen. Wären die Ambitarvii im Coblenzer Stadtwald und dem vorderen Hunsrück zu suchen (Bodewig, Westdeutsche Zeitung XIX 1900, S. 1 ff.), so hätten sich die Reiter ganz rasch und von Caesar ungehindert zu den Ihrigen zurückziehen können, doch es wäre nicht zu verstehen, dass sie sich zu den Sugambrenn gerettet haben.

Aber auch abgesehen von der Frage der Ansetzung der Ambitarvii — Ambivariti, werden die letzten Ereignisse des Feldzugs durch das oben angenommene Gelände uns erst recht verständlich und lebendig.

Aus dieser Gegend hart am Rheine konnten allerdings die Germanen in drei Tagen von den Ubiern, den unmittelbaren Nachbarn jenseits des Stroms, Antwort auf ihre Gesandtschaft haben.

Endlich ergibt sich gerade aus dem Aufbau des Geländes, dem scharfen Abfall der Hochfläche (200 m) zum Rheintal (etwa 60—70 m), der aber auch damals schon durch mehrere von oben ausstrahlende Wege gut gangbar war (siehe die Karte Schumachers S. 102), wie sehr Caesar den Lagerplatz der Germanen strategisch beherrschte, wie er sich den Abstieg aussuchen konnte, um sie von Westen her abzuschliessen und, wenn er siegte, zwischen Rhein und Mosel zu vernichten.

Die Sitzung am 25. Februar 1915 wurde in dem kunsthistorischen Hörsaal der Universität abgehalten. Professor Dr. Paul Clemen sprach über die Kathedrale von Reims. Der Redner ging davon aus, dass unter all den Städten, die in diesem europäischen Krieg gelitten hätten und deren Schonung ebenso unsere Sorge gelte, wie die unserer Feinde, keine so oft genannt worden sei wie Reims. Als einen Akt des empörendsten Vandalismus habe Delcassé im September die notgedrungene Beschiessung gebrandmarkt. Die Kathedrale sei damals „nur noch ein Trümmerhaufen“ gewesen. Ein neuerer Bericht des Generalstabs redet von einer „Beschiessung der Reste“ der Kathedrale. Der Fall Reims sei, zumal im Ausland, ungeheuer aufgebauscht, zur Propaganda gegen uns benutzt worden. Man müsse mit diesem Imponderabile rechnen. Die Kathedrale hat hier wirklich wie ein Symbol und eine Fanfare gewirkt. Nur eine Skizze der Geschichte des Bauwerks und den Versuch einer Würdigung ihrer Bedeutung und ihrer Stellung in der Kunstgeschichte wollte der Redner geben.

Die Kathedrale von Reims gehört zu den grossen Bauwerken, die nach der Periode der Vorbereitung, die die völlige Herrschaft über die Formensprache, die Besiegung der technischen Schwierigkeiten in dem Stil Philipp-

Auguste gebracht hat, nunmehr die völlige Freiheit und die höchste künstlerische Leistungsfähigkeit in einem Zeitraum von nicht viel über einem halben Jahrhundert darstellen. Die Kathedralen von Chartres, Paris, Laon, Amiens, Reims, Beauvais bezeichnen die Höhe. Der Bau der Front von Notre-Dame in Paris und der gleichzeitige Bau der Kathedrale zu Laon, die mit ihren Querschifflösungen und dem Reichtum der fünf um die Vierung zusammengestellten Türme für den ursprünglichen Plan von Reims vorbildlich werden sollte, gehen voran. Dann kommt 1210, nachdem ein Brand den romanischen Bau zerstört hat, der noch auf die Erzbischöfe Hinemar und Ebon zurückgeht, der Neubau des Domes zu Reims. Schon 1223 findet hier die Salbung Ludwigs VIII. statt. Damit ist sicher der Chor vollendet. Im Jahre 1241 findet die eigentliche Besitzergreifung durch das Kapitel statt und zugleich tritt damit ein erstes Stocken im Bau ein. Der Oberbau des Langhauses und der ganzen Westfront ist erst 1428 vollendet. Mit einer Pietät, die schwerlich in der mittelalterlichen Bauführung eine Parallele hat, hat man den Plan des ursprünglichen Meisters, wohl des Jean d'Orbais, unverändert festgehalten, obwohl die oberen Stockwerke der Front erst am Ende des 14. Jahrhunderts fertig werden. Der grosse Brand des Jahres 1481 hat dann die Türme und das Querschiff zerstört und die Kirche in der Form uns überliefert, wie sie nun jetzt durch eine lange Restaurationsperiode, die zum Teil den alten Bestand recht hart angefasst hat, wiedererstanden ist. Eine schöne Besonnenheit und das vollendete Gleichmass selbst bei dem ungeheuren Luxus des statuarischen Schmuckes — so charakterisiert Dehio den Bau — zeichnen die Anlage und besonders die Front aus. Gegenüber Paris zeigt die Front eine reichere Auflösung, weniger Fläche, gegenüber Amiens eine grössere Klarheit in dem Herunterrücken der Rose unmittelbar über das Mittelportal. Um die ungewöhnliche Menge der Skulpturen der unteren Front nicht zu verwirren, ist hier allein mit grosser künstlerischer Weisheit auf die Füllung der Tympana mit Kompositionen verzichtet, dafür sind Masswerkfüllungen hier eingetreten. Die Architektur gehört noch der Schule der Isle de France an, sonst geht die Schule der Champagne auf grössere Auflösung und Verteilung hinaus, so vorher in Saint-Remi, in Reims und später in Troyes. In der Aussenarchitektur des Chores, in der Ausbildung des Strebesystems, dem plastischen Schmuck der Fialen wird die Kathedrale von keinem anderen gotischen Bauwerk Frankreichs übertroffen. Überall fühlen wir die *puissance raisonnée et mesurée* du stile, die Auguste Rodin in seinen Fantasien über die Kathedrale hier beobachtet. Auch in ihrem ganzen Gefüge findet Vöge hier am stärksten den plastischen Geist ausgesprochen.

In der Plastik der Kathedrale vollzieht sich der Übergang von der älteren Gruppe, die mit der mittelfranzösischen Kunst, mit Paris und darüber hinaus mit Chartres in Beziehung steht, wie sie vor allen uns an den beiden älteren Nordportalen entgegentritt, zu der freien Kunst der höchsten Vollendung an dem Westportal. Die Gestalten der jüngeren Meister hier zeigen am vollkommensten die holde Grazie und die reine Anmut der Erscheinung, einen

ganz anderen schlankeren, leichteren Formenkanon, eine ganz andere einfachere, die Landestracht idealisierende Gewandung, die in wenigen grossen Motiven an den biegsamen Körpern herunterfällt. Die feingeschnittenen kleinen Köpfe atmen den neuen Schönheitstypus; in merkwürdiger Form mischt sich damit der erste ganz klar erfasste Naturalismus.

Nach einer Würdigung der Bedeutung dieser Schule, ihrer Ausläufer nach Bourges und dann nach Deutschland, zumal nach Bamberg hinüber, ging der Redner dazu über, die Schicksale der Kathedrale in den letzten Monaten zu schildern. An der Hand der Dokumente erläuterte er die Gefährdung des Bauwerkes durch die Verwandlung der ehemals offenen Stadt in eine Festung, das Vergehen gegen die ganz klaren, von uns immer anerkannten Bestimmungen der Haager Konvention. Erst nachdem, wie die französischen und englischen Berichte, sogar ein Bericht des Kathedralpriesters, einwandfrei selbst festgestellt haben, die Kathedrale zu einer Station für einen Scheinwerfer gemissbraucht worden ist, nachdem vor der Front Truppenansammlungen und Munitionskolonnen und in dem Schutz der Kathedrale eine starke Artilleriegruppe aufgestellt worden, hat am 19. September die Beschiessung einsetzen müssen. Das Dach ist dabei in Flammen aufgegangen und der Brand hat leider das Restaurationsgerüst ergriffen, dass noch den Nordwestturm bekleidete. Da keinerlei Vorkehrungen getroffen wurden, dem Brand zu steuern oder den Brandherd zu verkleinern, sind die Skulpturen des Nordwestportals durch die stundenlang andauernde Feuersbrunst wie ausgeglüht und haben schwer gelitten. Sonst aber ist die Kathedrale bis heute unverletzt. Die Gewölbe haben gehalten. Wenn auch das Feuer in das Innere hineingeschlagen hat, so ist doch überall die Substanz des Bauwerks erhalten. Von „Resten“, von einem „Trümmerhaufen“ kann nicht die Rede sein. In der Silhouette sind sowohl die beiden Querschiffgiebel wie die um das Hochschiff herumführende Galerie völlig bewahrt, ebenso wie auch das ganze Strebesystem. Die Darlegungen über den Gang der Beschiessung und über den Zustand von heute wurden durch eine Reihe ausgezeichnete Lichtbilder nach französischen, englischen und schweizer Aufnahmen erläutert, die zum Teil Momentbilder zeigten und die besten Urkunden darstellen.

An der Hand eines übergrossen Materials von Lichtbildern führte der Redner dann sein Publikum noch durch die übrigen Gebiete des Kriegsschauplatzes im Westen, zunächst durch Belgien. Hier wurde Löwen, Mecheln und Dinant behandelt. Bei all diesen Städten und bei all diesen Bauwerken handelt es sich hier um Beschädigungen, die zwar zunächst erschreckend aussehen, aber sich nicht als für das Bauwerk selbst dauernd gefährlich erweisen. Keines von den grossen nationalen Monumenten ist verschwunden, überall ist auch hier die Substanz des Bauwerks erhalten. Schon heute findet in all den beschädigten grossen Kirchen wieder Gottesdienst statt.

Schlimm sieht es dagegen an der Nordfront aus, vor allem in Ypern und Arras. Es ist die Schuld der Franzosen und Belgier, die die weithin aufragenden Beffrois der Hallen und Rathäuser hier zu Beobachtungsstationen für

die Artillerie gemacht haben, die uns nunmehr zwingen und gezwungen haben, diese für uns todbringenden Stationen zu vernichten. In Ypern hat die Anlage der Hallen, unter diesen für die politische wie Handelsgeschichte der grossen flandrischen Städte so bedeutsamen Bauten die mächtigste und ausgedehnteste Schöpfung schwer gelitten. Der Turm, der an Gross-St. Martin in Köln erinnerte, ist im Innern zerstört, zwei Ecktürmchen sind heruntergeschossen. Der Bau hat sein Dach und die Innenböden verloren, die Front zeigt ein paar grosse Breschen, das angebaute kleine Renaissance-Rathaus ist gänzlich zusammengeschossen. Noch schlimmer ist es Arras ergangen, wo die male- risch fein bewegte Baugruppe des Rathauses, die, aus Anlagen der Spätgotik und der Frührenaissance bestehend, sich zwischen zwei grosse von Arkaden umgebene Plätze einschob, so schwer beschädigt ist, dass eine Wiederherstellung nur durch einen vollständigen Neubau möglich ist. Der geistreich frei entwickelte durchbrochene Beffroi ist in zwei Bombardements bis auf einen Stumpf zusammengeschossen.

In einer Reihe von Lichtbildern wurden dann noch Proben von dem Zustand von Lille und Antwerpen, aus den Argonnen und der Woëvre gegeben. Hier aber sind die Zerstörungen nicht durch unsere Truppen und unsere Artillerie verursacht, sondern ebenso sehr durch die Franzosen selbst. Die Orte, um die gekämpft worden ist, sind natürlich gründlich zerschossen, und jetzt sind es die Franzosen, die sowohl nördlich Reims wie an der Côte Lorraine ihre eigenen Monumente in Trümmer zu schiessen oder schwer zu beschädigen gezwungen sind, die Engländer — und diese gänzlich ohne Grund und ohne Sinn —, die jetzt die Orte an der Nordküste Flanderns mit ihren schönen Kirchen zu zerstören suchen. Mit einer ernsten Auseinandersetzung über unser Verhältnis zu dieser Frage, über die aus der Natur des Krieges sich ergebenden Notwendigkeiten, über unsere Gewissenssorgen um die tunlichste Schonung all der gefährdeten Kunstschatze und unsere Hoffnung auf Rettung und Wiederherstellung der wesentlichsten Denkmäler schloss der Redner.

---